

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Einzigkeit der preussischen Königswürde

Volkmuth, P.

Berlin, 1863

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-639

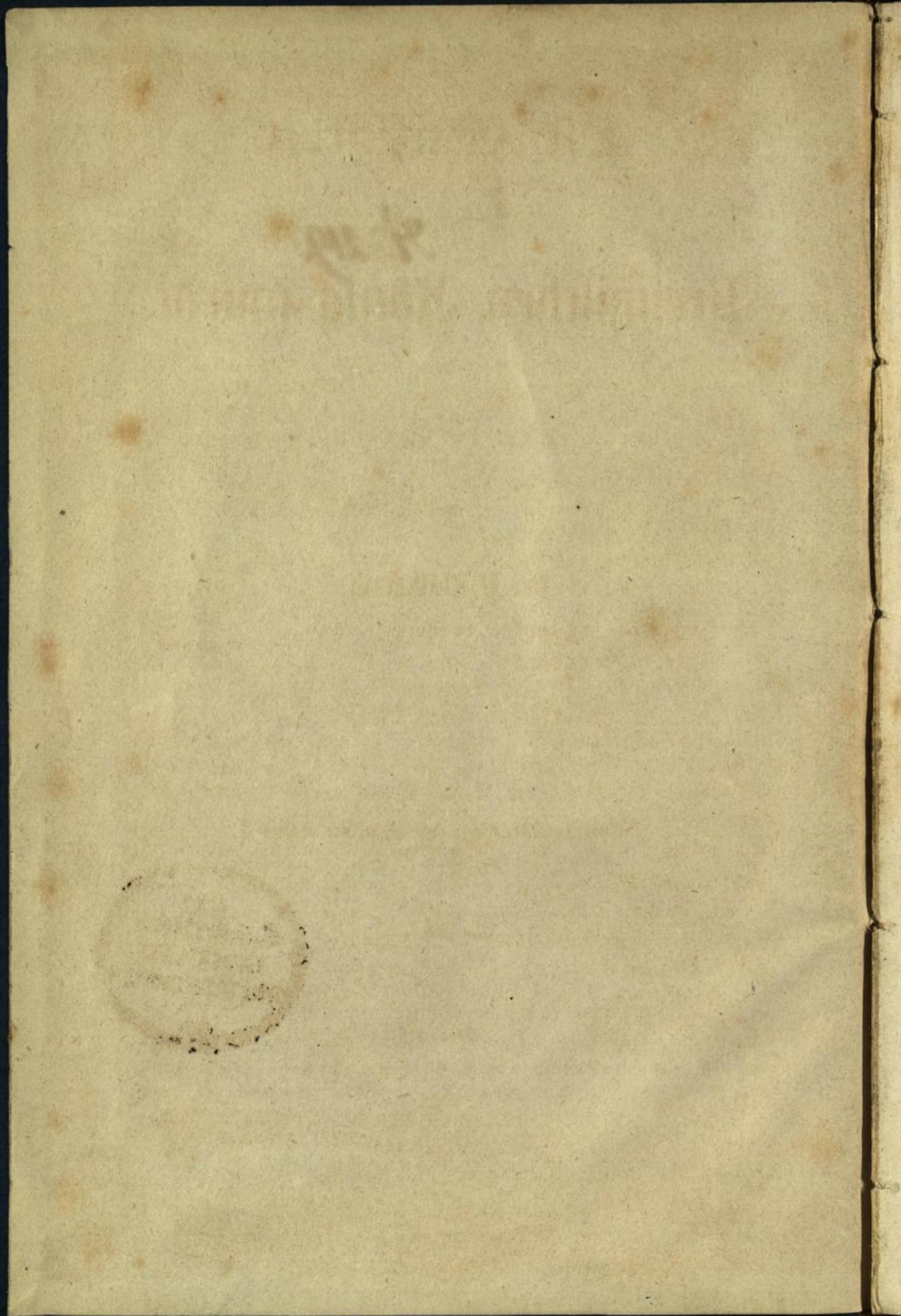
with
gig
for
to
in.

A 6
106

File 80973

3,964

A. 219



Die Einzigkeit

der

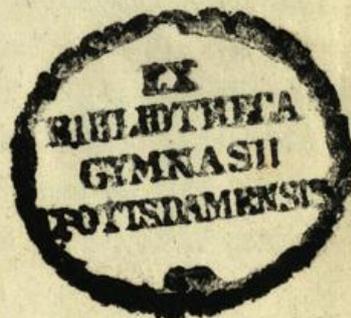
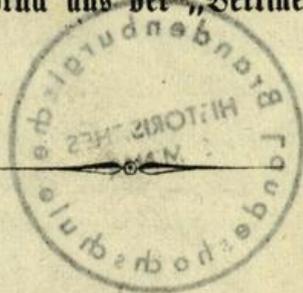
Preussischen Königswürde.

I. Germanismus und Romanismus	1
II. Der Herr in Athen	2
III. Der Kaiser in Venedig	3
IV. Die Revolutionen der Schenker	4
V. Die monarchische Kräfte	5
VI. Der Kampf von Westphalen	6
VII. Preußen und die	7
VIII. Der Kampf von Preußen	8
IX. Der Kampf mit der Krone von Preußen	9

Dr. P. Volkmuth,

Professor der Philosophie zu Bosen.

(Separat-Abdruck aus der „Berliner Revue“.)



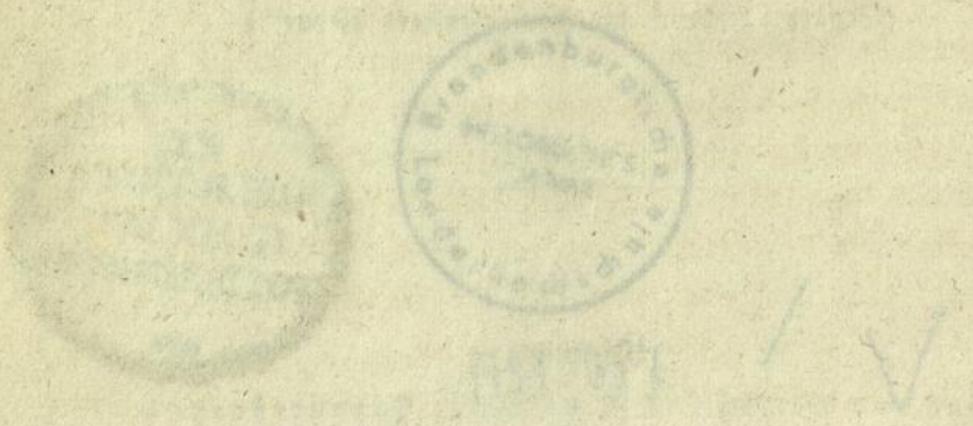
Berlin.

Druck und Verlag von F. Heinicke, Defauerstraße 5.

1863.

Inhalt

1	.....	Vorwort
1	.....	Zur Einleitung
2	.....	I. Germanismus und Romanismus
9	.....	II. Der Papst in Preußen
14	.....	III. Der Kaiser in Preußen
19	.....	IV. Die Beziehungen der Hohenzollern
21	.....	V. Die preussische Königsreihe
30	.....	VI. Der König von Gottes Gnaden
36	.....	VII. Preußen und die Philosophie
48	.....	VIII. Der Kaiser und der König von Preußen
56	.....	IX. Der Papst und der König von Preußen



Vorwort.

Angesichts der allgemeinen Begriffs-Verwirrung, die sich dermalen der politischen Kannegießer bemächtigt hat, war es gewiß sehr zeitgemäß, daß unsere Historiker ersten Ranges sich entschließen konnten, der deutschen Frage ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, um durch geeignete Aufklärungen über epochemachende Personen und Zustände der Vergangenheit das Verständniß der Zukunft in den Köpfen anzubahnen. Es war das jedenfalls ein Schritt zum Bessern, und wäre er auch nur in der lobenswerthen Absicht geschehen, um all die unfruchtbaren Planmachereien, die seit Jahr und Tag im Interesse der deutschen Einheit in Scene gesetzt werden, mit den Annalen der deutschen Geschichte in der Hand zur Besinnung zu bringen. Leider aber sind die Erwartungen, zu denen ein so schönes Unternehmen unter so günstigen Auspicien berechtigte, auch nicht von ferne in Erfüllung gegangen. Denn statt den Nebel der politischen Phantasieen, der nachgerade unerträglich geworden, mit dem Sonnenlichte geschichtlicher Thatsachen, an denen nicht zu rütteln ist, von oben herab zu zerstreuen, sind die berufenen Ausleger unserer Geschichte selbst auch zu den extremsten Parteien übergegangen, haben hier das deutsche Kaiserthum mittelalterlichen Andenkens, da das preussische Königthum Friedrich's des Großen hoch leben lassen, und so durch ihre gelehrte Dazwischenkunft dem Geiste der Zwietracht in Deutschland erst recht auf die Beine geholfen. Wenn also irgendwo, dann muß doch wohl hier das triviale Sprüchwort von der Wahrheit in der Mitte seine gute Bedeutung haben.

Der Verfasser dieser Schrift, der schon darum keinem einseitigen Parteiinteresse dienen kann, weil er überhaupt nicht pars pro toto zu nehmen liebt, hat sich nun die Aufgabe gestellt, der religiösen und politischen Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes auf genetischem Wege nachzugehen, weil ihm dieses Verfahren das allein zulässige zu sein scheint, um den verschiedenen Zeitaltern der Nation nach einander gerecht zu werden. Auf dem Wege hat er sich denn überzeugen müssen, daß die romantische Kaiserperiode allerdings ihre

fern Tagen, wo jede Erinnerung an mittelalterliche Zustände verpönt ist, die naive Meinung festgestellt, die deutschen Völker werden sich ungeachtet ihrer religiösen Differenzen, welche im tiefsten Grunde der Seele auseinanderweichen, lediglich durch politische Motive bestimmt, so ohne Weiteres wieder zu einer deutschen Nation zusammenkneten lassen. Das ist der mißverständene Patriotismus der neuesten Zeit, der mit seiner profanen Geschichtsanschauung vom Reiche das Religiöse den Individuen als Privatsache in's Gewissen schieben möchte, um auch in Deutschland reine Nationalpolitik treiben zu können. Er hat von der religiös-politischen Bestimmung der deutschen Nation nicht die leiseste Ahnung mehr.

Die Verschmelzung der nationalen Interessen mit den religiösen, welche unsere Geschichte ganz eigenthümlich charakterisirt, reicht bekanntlich bis in die Zeiten Karls des Großen zurück, wo Papstthum und Kaiserthum dergestalt zu einer socialen Weltordnung zusammentraten, daß Kirche und Staat mit einander stehen und fallen mußten. Und sie sind mit einander gefallen. Zwar führte die Reformation zunächst nur zur Kirchenspaltung; aber unhintertreiblich folgte ihr die Zerrüttung des Reiches bis zur gänzlichen Auflösung auf dem Fuße. Und mit der religiösen Einheit der Deutschen ist seitdem auch die einheitliche Richtung und Bestimmung der deutschen Politik zur Unmöglichkeit geworden. Das ist unsere Lage, aus der wir durch keine künstlichen Mittel wieder herauskommen werden. Keiner deutschen Nationalverfassung wird es gelingen, die politische Einheit des Reiches aus eigener Erfindung wieder herzustellen, in der Meinung, den tiefgreifenden Zwiespalt der religiösen Ueberzeugungen, der Deutschland zerrissen hat, nebenbei auch seinem eigenen Schicksale überlassen zu können. Von einer nationalen Einheit kann, wenn anders die Geschichte der Vergangenheit noch etwas zu bedeuten hat, bei uns ohne religiöse Wiedervereinigung ganz und gar keine Rede sein. Sind wir in Folge der Kirchenspaltung zugleich politisch auseinandergefallen, und diese Katastrophe konnte in Deutschland nicht ausbleiben, so werden wir uns, wie und woher es auch geschehen möge, vor allen Dingen auf religiösem Boden wieder zusammenfinden müssen, wenn es zu einer gedeihlichen Nationaleinheit kommen soll. Die Begegnung in demselben religiösen Bewußtsein, welche bei wesentlicher Uebereinstimmung in der Sache immer noch confessionelle Differenzen genug gestattet, ist die *Conditio sine qua non* unserer socialen Wiedergeburt.

Aber die Deutschen, sagt man, stehen ja eben der religiösen Tendenz ihrer Politik wegen schon seit den excentrischen Römierzügen ihrer mittelalterlichen Kaiser in dem übeln Rufe, eine unpolitische Nation zu sein. Und diese theokratischen Ueberschwänglichkeiten, die den nationalen Interessen keineswegs förderlich gewesen, sollen sie sich auch in den Tagen des Nationalvereins noch nicht aus dem Kopfe schlagen dürfen? — Das ist die herrschende Bewußtlosigkeit über das Normalverhältniß des Nationalen zum Religiösen in Deutschland, an der unsere Zeit leidet. Es ist wahr, nach dem politischen Maßstabe ihrer großen Nachbavölker gemessen, sind die Deutschen wirklich eine unpolitische Nation. Um sich daher der mittelalterlichen Zustände, die allerdings unzeit-

gemäß geworden, gründlich zu entledigen, werden sie nun aufgefordert, das Kind mit dem Bade auszuschütten und sich eine reine Nationalpolitik nach ausländischem Muster zurecht zu legen. Aber die Deutschen werden, eingedenk einer andern Aufforderung, die hauptsächlich an sie gerichtet war, „suchet vor Allem das Reich Gottes, und das deutsche Reich wird euch zufallen,“ sie werden Ursache haben, sich zu überzeugen, daß das veraltete Programm ihrer großen Kaiser nur einer neuen, zeitgemäß verbesserten Auflage bedürfe, um im 19. Jahrhundert zur Rettung der Nation wieder aufgenommen zu werden. Und der gegenwärtig regierende König von Preußen hat es am 18. October anno 1861 auf seinem denkwürdigen Römerzuge nach Königsberg bereits wieder aufgenommen, in dem feierlichen Augenblicke, als das verständliche Wort die Stimmführer der deutschen Nationalpolitik überraschte, daß Preußens Könige ihre Krone von Gottes Gnaden tragen.

Den Hohenzollern hat die Vorsehung eine unvergleichlich erhabene Mission in Deutschland anvertraut, welche mit der Thronbesteigung Wilhelm's I. anfängt in Erfüllung zu gehen. Deutschland erwartet das Fest seiner socialen Wiedergeburt, das Versöhnungsfest des modernen Nationalitäts-Princips mit den unverzähren Anforderungen der Religion. Zu diesem Werke sind die Hohenzollern ausersehen. Daher die Wiederholung des Krönungsactes im Jahre 1861, mit welchem Preußen eine neue Laufbahn seiner Geschichte eröffnet, nachdem es auf der im Jahre 1701 betretenen Bahn zum Ziele gekommen. Damals galt es, den Kurfürsten von Brandenburg auf den Königsthron zu setzen, um das monarchische Princip als den „rocher de bronze“ zunächst im preussischen Volk zur Anerkennung zu bringen, — und das Königthum von Gottes Gnaden hatte einen heißen Kampf mit der Aristokratie um die Herrschaft des Landes zu bestehen; jetzt ist es an der Zeit, dem Könige von Preußen die Centralgewalt Deutschlands zu übergeben, um das monarchische Princip als den Rettungsanker der Nation im Reiche wieder herzustellen, — und der Kampf mit den politischen Idealen der Demokratie wird nicht weniger heiß sein. Es handelt sich in unseren Tagen um die Einzigkeit der preussischen Königswürde, an der die Zukunft der deutschen Staats- und Kirchengeschichte hängt.

Und Deutschland darf auch in dieser letztentscheidenden Krisis den Glauben an seine Zukunft nicht aufgeben; denn Preußen hat seine neue Aufgabe, die fundamentale Versöhnung der nationalen Interessen mit denen der Religion, begriffen und wird sich in seiner deutschen Bestimmung nicht irre machen lassen. „Die größte Frage der Gegenwart lautet: welche Stellung wird die moderne Gesellschaft bei der großen Umwandlung, welche sich trotz scheinbarer Störungen unaufhaltsam in dem ganzen Umfang und in allen mächtigen Gliedern der Gesellschaft vollzieht, der Religion anweisen? . . . Deutschland hat sich ermüdet von diesem Gegenstande abgewendet, in einem Augenblicke, wo die praktische Wichtigkeit der theologischen Fragen die außerdeutsche Welt plötzlich auf's Neue ergreift. . . . Aber die deutsche Nation wird das Werk, das sie durch die Reformation des 16. und durch die Philosophie des 18. Jahrhunderts begonnen hat, wieder aufnehmen, denn sie weiß selbst am besten, daß sie das

Gebäude der nationalen Macht und Freiheit, an dem wir arbeiten, nur mit dem Abschlusse jener älteren Aufgabe krönen und sichern kann. . . . Wer diese Wege dem Glauben und der Kirche in der Zukunft zu zeigen versteht, dem wird der edelste Preis zufallen. *)

Zur Lösung der großen Aufgabe, die hier aufsteht und die sich im Wesentlichen um die einzige Bedeutung der preussischen Königswürde für Deutschland dreht, möchten wir nun zunächst durch Herbeischaffung des Materials einen kleinen Anfang machen. Es thut vor Allem Noth, ein besseres Verständniß der deutschen Geschichte anzubahnen, um sich der religiös-politischen Bestimmung der deutschen Nation wieder bewußt zu werden. Das ist der Zweck der nachfolgenden Untersuchungen, die daher keineswegs auf Vollständigkeit ausgehen. Wir beanspruchen nur die Erinnerung an die bekanntesten epochemachenden Wendungen der deutschen Geschichte, die vielleicht auch noch einer anderen Erklärung, als sie ihr jüngst von den extremsten Partei-Standpunkten aus zu Theil geworden, fähig und bedürftig ist. Wir werden die nationale Seite der deutschen Frage mit der religiösen, von der sie nicht zu trennen ist, durchgängig in Verbindung halten, und so am Faden der Ereignisse aus den ersten Zeiten des Mittelalters, wo auch dem Geiste der neueren Zeit das Horoskop gestellt worden, bis auf die gegenwärtigen Zustände in Staat und Kirche herabsteigen. Wir werden also das Panorama der katholisch-protestantischen Kirchengeschichte, welche Rom in Italien auf eine so merkwürdige Weise mit Königsberg in Preußen in Verbindung gesetzt, und dem zur Seite auch das Panorama der österreichisch-brandenburgischen Staatsgeschichte, die sich eben so seltsam zwischen Wien und Berlin zugetragen, in großen Umrissen vor unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen: und dann wollen wir sehen, was es nach all diesen unzweideutigen Vorgeschichten, die schon von Anfang an auf ein gemeinsames Ende hinielen, mit der religiösen und nationalen Wiedergeburt des deutschen Reiches durch die Hohenzollern, dem Papste und dem Kaiser gegenüber, seit dem 18. October 1861 für eine Bewandniß hat.

*) Sternzeitung. 30. October 1861.

I. Germanismus und Romanismus.

Die ältesten Nachrichten über das Dasein der Germanen, die sich seltsamer Weise gleich schon auf Preußen, das fabelhafte Bernsteinland der Alten, beziehen, reichen bis in's 4. Jahrhundert v. Chr. zurück. Da finden wir diese Nation der Zukunft im hohen Norden von Europa bis nach Scandinavien hinauf angesiedelt, hauptsächlich in den weiten Gegenden zwischen der Ostsee und der Nordsee. Von da sind sie bei der allgemeinen Völkerwanderung herabgekommen, haben sich über den ganzen Erdtheil ausgebreitet und schließlich das weströmische Reich über den Haufen geworfen. Diese Völkerzüge aus dem Norden dauerten bis in's 6. Jahrhundert n. Chr.; denn sie endeten erst tief unten im Süden, nachdem die Longobarden Italien erobert und in dem von ihnen benannten Lande zur Ruhe gekommen waren. Den stürmischen Bewegungen im Einzelnen zu folgen, gehört glücklicher Weise nicht zu unserer diesmaligen Aufgabe; wir beschränken uns daher auf eine doppelte Bemerkung über die europäische Völkerkarte, die zum Verständnisse des Folgenden unentbehrlich ist.

Wir erinnern also zuvörderst an die bekannte Thatsache, daß die weichen Völker mit vorherrschend receptivem Charakter auf ihren Wanderungen bis zum äußersten Süden von Europa vordringen, daselbst mit dem antiken Wesen des Romanismus verschmelzen und demzufolge ihre nationale Eigenthümlichkeit verlieren. Es sind das die jetzt sogenannten romanischen Völker. Sie waren bestimmt, den Faden der Geschichte unmittelbar nach den Römern, die sie vom Throne der Weltherrschaft gestossen, wieder aufzunehmen, um ihn zu dem frischen Geschlechte der Germanen überzuleiten. Diese weichen Völker des Südens, die sich offenen Sinnes der antiken Weltanschauung hingeben, eröffnen daher die Geschichte des Mittelalters in den überschwänglichen Formen der Romantik. Während dieser ganzen Entwicklungs-Periode, die pädagogisch nicht übersprungen werden konnte, lebt der germanische Geist noch in völliger Selbstentäußerung; denn bildend und gestaltend treibt er sein Wesen in den fremdartigen Ueberlieferungen des Alterthums.

Diesem entgegen haben sich aber die harten Völker mit productivem Geiste durchgängig mehr nördlich gehalten, und als wäre es absichtlich und mit Vorbedacht geschehen, auf heimatlichem Boden sich angesiedelt. Ihnen war die Bestimmung geworden, die Reinheit und Selbstständigkeit des germanischen Nationalcharacters zu retten. Diese ursprünglichen Volksstämme, die sich in ihrer Zu-

rückhaltung vom romanischen Wesen frei zu erhalten wußten, blieben der Zukunft der europäischen Geschichte aufbewahrt, den Zeiten des modernen Nationalbewußtseins, um den angestammten Germanismus auf eigenem Grund und Boden und aus der Innerlichkeit des nordischen Geistes seiner religiösen und politischen Bestimmung entgegen zu führen.

Auf die Weise hat sich denn schon gleich Eingangs durch die allgemeine Völkerwanderung und, wie nach einem verabredeten Plane, ein polares Verhältniß der Geister in Europa ausgestaltet, welches nicht unpassend mit dem der Nord- und Südpolarität des Erdmagnetismus in der Natur zu vergleichen wäre. Und wer könnte gerade jetzt, in unseren Tagen, die principielle Bedeutung dieses doppelseitigen Nationalcharakters der Germanen verkennen? Man werfe nur einen Blick auf die tausendjährige Geschichte, die wir seitdem zurückgelegt; man frage sich namentlich, wie es gekommen, daß die nordischen Völker, welche mit den religiösen und politischen Traditionen aus dem Süden nie recht verschmelzen konnten, seit der Reformation so ganz entschieden vom Romanismus zum Germanismus übergegangen: und man wird begreifen, was diese Wendung, mit welcher der preussische Norden seine selbstständige Geschichte eröffnete, für die gegenwärtige Weltlage in Staat und Kirche zu bedeuten hat.

Eine zweite Erinnerung, die wir des Folgenden wegen nicht unterdrücken dürfen, betrifft die historische Merkwürdigkeit, welche Italien auf so ganz absonderliche Art mit der preussischen Monarchie in nationale Verwandtschaft gesetzt hat. Wir meinen die nicht zu übersehende Thatsache, daß Italien gerade aus den beiden alten Kernprovinzen unseres Staates seine germanische Bevölkerung erhalten hat. Denn war es nur ein Spiel des Zufalls, so war es doch gewiß ein interessanter Zufall, der die Gothen aus Preußen von der Weichsel her mit den Longobarden aus Brandenburg an der Spree in Italien zusammenführte, jene, um dem alten Kaiserthum den Todesstoß zu geben, diese, um dem Aufleben des Papstthums in den Weg zu treten. Vielleicht aber hatte auch eine höhere Macht die Hand mit im Spiele, um den nationalen Ansiedlungen der Germanen Ziel und Maß zu setzen, und eine wohldurchdachte Völker-Constellation zwischen dem preussischen Norden und dem italischen Süden zu schaffen, an der sich der Plan der europäischen Geschichte nach vorherbestimmten Zeiten und Räumen verwirklichen sollte. Und die Geschichte der Gegenwart, ist sie nicht nahe daran, auch dieses Räthsel aus den Zeiten der Völkerwanderung zu lösen?

Als die germanischen Völker in ihren Landen ansässig geworden, nahm endlich das Werk der Erziehung dieser naturwüchsigten Barbaren seinen Anfang. Und die Sendboten des Evangeliums setzten sich nun in der umgekehrten Richtung in Bewegung. Aus dem preussischen Vaterlande hat sich die germanische Nation bis nach Italien hinabgewälzt; von der römischen Mutterkirche ist die christliche Religion unter die Völker des neuen Weltalters ausgezogen. Und das Christenthum durchdrang die rohe Völkermasse, es schlug Wurzeln in den empfänglichen Gemüthern und breitete sich aus bis in die urheimathlichen Gegenden der Nordsee hinaus. So hat sich in dem germanisirten

Europa der griechischen Kirche zur Seite und auf einer anderen Geschichtsanschauung des Christenthums beruhend, die Hierarchie der römischen Kirche entfaltet, mit dem Papste als dem sichtbaren Oberhaupte an der Spitze. In Deutschland aber war es namentlich der h. Bonifacius, der als Primas und erster Erzbischof von Mainz alle bischöfliche Sitze Germaniens mit dem römischen Stuhle in hierarchische Verbindung setzte.

Das eigenthümliche Verhältniß der römischen Kirche zum Staatsleben der Germanen hatte nun zunächst die Entstehung eines Kirchenstaates für den Papst zur Folge, des exceptionellen Staates, der jetzt, vom Nationalitäts-Princip bedroht, aus der Geographie verschwinden soll. Aber man verseze sich nur unbefangen auf den unmittelbaren Standpunkt jener Anfangszeiten unserer Geschichte zurück, um sich zu überzeugen, daß die Gründung eines päpstlichen Kirchenstaates damals eine historische Nothwendigkeit war. Was man in unseren Tagen gegen die weltliche Herrschaft des Papstes vorzubringen pflegt, ist dem spätern Standpunkte des Protestantismus entnommen, und kann daher, wie zutreffend es auch für die unsichtbare Kirche sein mag, die damals noch ausschließlich katholische Auffassung von der sichtbaren Stellvertretung Christi auf Erden nicht treffen. Wir werden später auf diese eigliche Zeitfrage zurückkommen. Es handelt sich hier zuvörderst um die Einsicht, daß die römische Kirche damals ohne den Kirchenstaat, gleich der griechischen, unausbleiblich zur Staatskirche geworden wäre. Und dazu war ja auch in Italien bereits ein Anfang so bedrohlicher Art gemacht, daß die Verweltlichung der Kirche durch das Staatsleben nur noch durch das äußerste Mittel der Waffengewalt vereitelt werden konnte.

Die Gefahr kam von den nächsten Nachbarn des römischen Stuhles, den brandenburgischen Lombarden, die sich damals, wie jetzt wieder, ringsumher der italischen Städte bemächtigten, den griechischen Kaiser, wie jetzt den österreichischen, aus Italien vertrieben, und endlich auch den Papst in Rom bedrohten. In dieser Bedrängniß eilte der Franke Pipin der Kirche zu Hülfe, schlug die Lombarden auf's Haupt, brachte das Papstthum durch eine Schenkung von einigen zwanzig Städten und ihren Gebieten, die er den Lombarden wieder entrißen hatte, in Sicherheit, — und der Kirchenstaat war gegründet. Als aber die Lombarden den Papst von Neuem bedrohten, entschloß sich Karl der Große, ein radikales Mittel zu appliciren, um der gefährlichen Nachbarschaft des Kirchenstaates auf immer ein Ende zu machen. Er eroberte die Lombardei für das Reich, steckte den letzten Lombardenkönig Desiderius in ein Kloster und bestätigte dem Papste die Schenkungs-Urkunde seines Vaters. Der Papst aber beschenkte ihn dafür mit der römischen Kaiserkrone und ernannte ihn zum Schirmherrn der abendländischen Kirche. Das ist der reine Thatbestand, für den man jetzt, den mittelalterlichen Zuständen entfremdet, kein Verständniß mehr zu haben scheint.

„Daß die Eroberung (der Lombardei) für das Gedeihen des fränkischen Reiches in jener Zeit nicht nothwendig war, erscheint uns völlig zweifellos. Auch ohne Italien war die karolingische Monarchie jedem gleichzeitigen Staate bei Weitem überlegen. . . Die Unterwerfung Italiens entsprach also kei-

nem realen Bedürfnisse des Reichs, sondern war ein willkürlicher Act monarchischer Herrschbegier“ *). So verurtheilt der Geist der modernen National-Politik, der das Religiöse auf die Seite geschoben, die Tendenz der mittelalterlichen Kaiser-Politik, ohne zu bedenken, daß die Geschichtsanschauung des 19. Jahrhunderts auf die Motive, welche Karl den Großen in Bewegung setzten, gar keine Anwendung leidet. Denn läßt man die Geschichte, wie sie geschehen, so ist es völlig zweifellos, daß die Eroberung der Lombardei im Interesse der Kirche unternommen worden, indem nicht das Gedeihen des fränkischen Reiches, sondern die Sicherstellung des Papstthums diesen Act damals nothwendig machte. Das Damals ist freilich nicht mehr das Jetzt. Aber war die Alternative gestellt, ob das Papstthum oder das Lombardenreich zu Grunde gehen müsse, so konnte Karl der Große nach den religiösen Vorstellungen des achten Jahrhunderts keinen Augenblick in Zweifel sein, was er zu thun habe.

Durch die Verbindung des Papstthums mit dem wiederhergestellten Kaiserthum war ein Normal-Verhältniß des Religiösen zum Nationalen eingeleitet und in der Hauptsache bereits zu Stande gekommen, welches nun von Rom aus aller germanischen Völker Europa's sich bemächtigte, und namentlich in Deutschland, nachdem dieses für immer zur Kaiserwürde gelangt, den socialen Zuständen einen unauslöschlichen Charakter ausdrückte. Nach dem Glauben der Völker galten Papst und Kaiser seitdem als zwei congruente Größen von unbeschränkter Herrschaft.**). Aus diesen Anfangszeiten unserer socialen Weltordnung datirt daher auch die von den spätern deutschen Kaisern auf ihren Römzügen so hartnäckig behauptete Verbindung der lombardischen Königskrone, deren Besitz bei der Gründung des Reiches entscheidend gewesen, mit der deutschen Reichskrone, indem die Lombardei recht eigentlich den Kaiser in Deutschland mit dem Papste in Rom vermittelte. Und diese altherkömmliche Vermittlung des Kaiserthums mit dem Papstthum, die von beiden Seiten meist nur als Mittel zu herrschsüchtigen Zwecken gemißbraucht worden, sie hat sich, oft zwar erschüttert und momentan abgebrochen, aber auch immer wieder hergestellt, bis auf unsere Tage fort erhalten. Der letzte italienische Krieg hat endlich die religiös-politische Schöpfung Karls des Großen von Grund aus zerstört, die Lombardei zum Königreich Italien ausgebreitet, und Papstthum und Kaiserthum stehen nach Beseitigung des letzten Restes mittelalterlich romanischer Zustände vor einer Krisis, welche in der bisherigen Geschichte der germanischen Völker ohne Beispiel ist.

*) v. Sybel. Die deutsche Nation u. d. Kaiserreich. S. 11 ff.

**) Eichhorn. Deutsche Staats- u. Rechtsgesch. 2. Th. S. 289.

Das Christenthum hatte sich von Rom aus längst über ganz Europa ausgebreitet und allorten festen Fuß gefaßt, als im entlegensten Norden, in der Urheimath der germanischen Nation, immer noch ein Volk außerhalb der allgemeinen Kirche stand, als wenn es nicht auch zu den aus der Welt Berufenen gehören sollte. Und was war das für ein ungläubiges Volk? Es waren die Preußen, ein besonderer Nebenzweig der Gothen, die bei der Auswanderung ihres Stammes nach dem Süden an den Gestaden der Ostsee zurückgeblieben und sich mit anderen Völkerschaften aus Scandinavien und dem Slawenlande verbunden hatten, die wilden Preußen, die allen Befehrungs-Versuchen, welche sich zu ihnen hinaufgewagt, mit den Waffen in der Hand widerstanden und selbst im 13. Jahrhundert noch dem Heidenthum des urgermanischen Naturdienstes zugethan blieben. Gehen wir nicht vorschnell an diesen Anfängen der preussischen Kirchengeschichte vorüber, denn sie wirken nach bis auf den heutigen Tag. Wir haben hier die Thatsache vor Augen, „daß die Völker auf ihrem urheimathlichen Boden und im alten unveränderten Vaterlande, wo die Natur des Landes, wo Berge, Flüsse, Wälder und Haine mit in den Götterglauben des Menschen hineingewachsen, weit schwerer zu bekehren und in den Kreis der Gedanken und Lehren eines andern Glaubens überzuführen sind, als solche Völkerzweige, die durch Wanderungen oder durch Kriege von ihrem alten Boden hinweggezogen und den alten Heiligthümern des Vaterlandes entfremdet, auch für die Annahme eines neuen Glaubens weit geneigter und empfänglicher wurden. So die Sachsen im alten Sachsenlande und die Sachsen in Britannien; — die gothischen Völker im Norden und die im Süden.“*)

II. Der Papst in Preußen.

Das Christenthum hatte sich von Rom aus längst über ganz Europa ausgebreitet und allorten festen Fuß gefaßt, als im entlegensten Norden, in der Urheimath der germanischen Nation, immer noch ein Volk außerhalb der allgemeinen Kirche stand, als wenn es nicht auch zu den aus der Welt Berufenen gehören sollte. Und was war das für ein ungläubiges Volk? Es waren die Preußen, ein besonderer Nebenzweig der Gothen, die bei der Auswanderung ihres Stammes nach dem Süden an den Gestaden der Ostsee zurückgeblieben und sich mit anderen Völkerschaften aus Scandinavien und dem Slawenlande verbunden hatten, die wilden Preußen, die allen Befehrungs-Versuchen, welche sich zu ihnen hinaufgewagt, mit den Waffen in der Hand widerstanden und selbst im 13. Jahrhundert noch dem Heidenthum des urgermanischen Naturdienstes zugethan blieben. Gehen wir nicht vorschnell an diesen Anfängen der preussischen Kirchengeschichte vorüber, denn sie wirken nach bis auf den heutigen Tag. Wir haben hier die Thatsache vor Augen, „daß die Völker auf ihrem urheimathlichen Boden und im alten unveränderten Vaterlande, wo die Natur des Landes, wo Berge, Flüsse, Wälder und Haine mit in den Götterglauben des Menschen hineingewachsen, weit schwerer zu bekehren und in den Kreis der Gedanken und Lehren eines andern Glaubens überzuführen sind, als solche Völkerzweige, die durch Wanderungen oder durch Kriege von ihrem alten Boden hinweggezogen und den alten Heiligthümern des Vaterlandes entfremdet, auch für die Annahme eines neuen Glaubens weit geneigter und empfänglicher wurden. So die Sachsen im alten Sachsenlande und die Sachsen in Britannien; — die gothischen Völker im Norden und die im Süden.“*)

Während also die nach dem Süden ausgewanderten Gothen, den religiösen Erinnerungen des nordischen Heimathlandes entfremdet, von der antiken Bildung ergriffen werden und sich vollständig romanisiren, während diese Auswanderer unter allen germanischen Völkern die ersten zum Christenthum übergehen (Ulfilas), ist das im Preußenlande vom Romanismus aller Art unberührt gebliebene Stammvolf eifersüchtig auf die Behauptung seiner nationalen Ursprünglichkeit bedacht, und sträubt sich zumeist gegen die Annahme der

*) J. Voigt, Gesch. Preußens. 1. B. S. 290.

christlichen Religion. Die zu wiederholten Malen gewagten Versuche, das Evangelium an der Weichsel zu predigen, hatten das Christenthum den Preußen nur noch mehr verhaßt gemacht und in „den Gemüthern des Volkes gegen alles Christliche ein Mißtrauen und einen Widerwillen aufgeregt, der Jahrhunderte hindurch nicht wieder vertilgt werden konnte.“ (Voigt a. a. O.) Und diese absonderliche Ausnahmestellung der Preußen, scheint sie nicht schon gleich von vorn herein auf die künftige Selbstständigkeit des einzig gearteten Volkes in der Geschichte der Germanen hinweisen zu sollen? Oder ist es nicht, als hätten die widerspenstigen Preußen schon damals im Vorgefühle der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (Kant), die einst von Königsberg ausgehen werde, gegen die von Rom zu ihnen heraufgekommene Religion des positiven Christenthums, die nur dem receptiven Verstande der romanisirten Völker des Südens angemessen sei, gleich von Hause aus protestiren wollen? Und das thaten die preussischen Gothen noch im 13. Jahrhundert, als das Papstthum seinen Höhepunkt erreicht, und der von ihren südlichen Stammgenossen sogenannte gothische Baustil die römische Kirche zu ihrer künstlerischen Vollendung erhoben hatte! Jedenfalls deutet diese Hartnäckigkeit der wilden Preußen darauf hin, daß es mit ihnen allein, der Autorität des Papstes gegenüber, eine ganz eigenthümliche Bewandniß haben sollte.

Aber der Strom der europäischen Geschichte bewegte sich in jenen Zeiten noch unaufhaltsam gegen Norden, und das philosophische Volk an der Weichsel konnte dem Andränge auch nicht länger widerstehen. Der Papst setzte wirksamere Mittel in Bewegung, die Preußen wurden mit Gewalt zum Christenthum bekehrt und der römischen Kirche einverleibt. Die deutschen Ritter eroberten und christianisirten das nordische Heidenland, nahmen die Gegenden zu beiden Seiten des Stromes in Besitz, und der Papst beeilte sich, den geistlichen Orden in der Herrschaft über die neue Kirchenprovinz zu bestätigen (1231—1283). Und wie seltsam hat der Zufall, wenn nicht wieder eine höhere Hand mit eingegriffen haben soll, hier sein interessantes Spiel in unserer Geschichte fortgespielt, indem die Stiftungs-Urkunde, durch welche Papst Alexander IV. von Rom aus den Grund zum Aufbau der preussischen Kirche legte, in demselben Jahre (1255) an die dasigen Bischöfe erging, als in Preußen selbst der Grund zur Hauptstadt Königsberg gelegt wurde! Dieses geschichtliche Zusammentreffen hat einen tiefen Sinn, wenn man erwägt, daß der Südpol der abendländischen Kirche, der bis dahin allein gewirkt, nunmehr seinen Nordpol gefunden hatte: denn Königsberg in Preußen erhob sich gegen Rom in Italien wie eine prophetische Hinweisung auf die künftige Stellung des Protestantismus im Norden. Hier schürzt sich der Knoten zum Räthsel der deutschen Kirchengeschichte, dessen Lösung nach sechshundertjährigen Vorbereitungen unserer Zeit vorbehalten ist: denn Rom und Königsberg, Christenthum und Philosophie, an der Versöhnung dieses Widerstreites der Gothen im Süden mit den Gothen im Norden hängt die Zukunft der deutschen Kirche.

Daß wir vor den gegenjäßlichen Principien der katholisch-protestantischen Kirchengeschichte stehen, wird erst recht auffällig, wenn man sieht, was es zu bedeuten hat, daß die Bekehrung der Preußen erst in der Mitte des 13. Jahr-

hundert zu Stande kommen sollte, zu derselben Zeit, als die Trennung der beiden Confessionen ihren Anfang nahm. Diese Befehung geschah, als die abendländische Kirche selbst ihre erste Krisis zu bestehen hatte, in jener stürmischen Uebergangs-Periode, wo in der noch ausschließlich Petrinischen Kirche, mit Schelling zu reden, der freiere Geist Pauli sich zu regen und selbstständig zu werden begann, der Geist des Selbstbewusstseins, der sich am Ende des Mittelalters durch die Reformation von der römischen Kirche los sagte. Es war die Zeit der Gährung und der Ausscheidung des Germanismus von der Autorität des Romanismus, als der Hohenstaufe Friedrich II., „der allerdings kein Christ in dem Sinne, wie es der Papst von ihm verlangte, war, weil er, wir möchten sagen, Protestant geworden“, auf dem deutschen Kaiserthron saß. *) Damals war es also, als der Papst an der äußersten Nordgrenze von Europa, jenseit des Reiches, den Grund zur Kirche des philosophischen Volkes legte, in welcher das freiere Paulinische Princip, aus dem Süden durch Inquisition und Kegergerichte vertrieben, auf künftige Zeiten hin sich niederlassen sollte.

„Der Papst wollte, was in Palästina nicht gelungen war, in Preußen ausführen, und ein Fürstenthum mit ganz geistlichem Regimente herstellen.“ **) Er nahm daher Preußen ganz ausnahmsweise in seinen besondern Schutz, erklärte den geistlichen Ordensstaat, um ihn dauerhaft an die Autorität des römischen Stuhles zu fesseln, „für ein rechtmäßiges Eigenthum des Apostels Petrus“, und ertheilte ihn unter diesem Rechtstitel den Deutschrittern als ein päpstliches Lehen gegen einen jährlichen Zins, als Zeichen der Anerkennung der Oberherrschaft des Papstes im Lande. Aber das war eben der Widerspruch im Principe, den sich der Geist der Geschichte in damaliger Zeit nicht mehr gefallen ließ. Die Gründung eines preussischen Kirchenstaates, als Eigenthum des Apostels Petrus, war im 13. Jahrhundert, wo der Apostel Paulus anfang in der Kirche mitzureden, eine historische Unmöglichkeit; denn Rom in Italien und Königsberg in Preußen sind polare Gegensätze des religiösen Bewusstseins, welche beide auf Selbstständigkeit Anspruch machen.

Man hat jüngst behauptet, und mit Recht, „daß der Erwerb des sicilischen Königreichs, nicht für das Reich, aber für das staufische Haus, den Fall des deutschen Reiches, das ganze Glend unserer Geschichte verschuldete.“ ***) Mit demselben Rechte wird man aber auch behaupten dürfen, daß der Papst durch die Besitzergreifung Preußens, nicht für die Kirche, aber für den Apostel Petrus, der Autorität des römischen Stuhles in Deutschland die empfindlichste Wunde beibrachte, welche im Zeitalter der Reformation, die eben in Preußen ihren rechten Boden finden sollte, für die katholische Kirche tödtlich werden mußte. Der Papst überschritt im Norden ebenso die Grenzen der römischen Kirche, als er sich hinter dem Rücken des Kaisers Preußen aneignete, wie Kaiser Friedrich II. gleichzeitig im Süden über die Schranken des deutschen Reiches

*) Fr. v. Raumer. Gesch. d. Hohenst. 3. B. S. 424 ff.

**) Leo. Vorles. über d. Gesch. des deutsch. Volkes. 3. B. S. 649.

***) Ficker. Das deutsche Kaiserr. S. 103. Vgl. Höfler. Kaiserthum und Papstthum. S. 83.

hinaussetzte, um jenseit des päpstlichen Kirchenstaates Unteritalien und Sicilien in Besitz zu nehmen. Und der verhängnißvolle Schritt hatte, da wie hier dieselben tragischen Folgen.

Daß es sich bei der Befehung der Preußen um einen principiellen Gegensatz in der Kirche handelte, der mit dem Papstthum so zu sagen geistesverwandt war, das fühlten auch schon die Chronisten des deutschen Ordens, die sich über dieses antipodische Verhältniß zu den absonderlichsten Deuteleien verleiten ließen. Beispielsweise sehen sie in dem Oberpriester der heidnischen Preußen, Griwe genannt, den „nordischen Papst“, wie sie in dem unzugänglichen Orte Romowe, wo das Heiligthum des Landes aufbewahrt wurde, das preussische Rom erkennen zu müssen meinen. Die Erklärung ist zu charakteristisch, als daß wir sie übergehen dürften. Sie lautet bei Dusbürg P. III. c. 5.: Fuit in medio nationis hujus perversae locus quidam dictus Romow, trahens nomen suum a Roma, in quo habitabat quidam dictus Griwe, quem colebant pro Papa, quia scilicet Dominus Papa regit universalem ecclesiam fidelium, ita ad istius nutum seu mandatum non solum gentes praedictae, sed et Lethowini et aliae nationes Liwoniae terrae regebantur*). Die Vergleichung des preussischen Griwe mit dem römischen Papste, meint Voigt, sei eben so abgeschmackt und unpassend, als die Ableitung des Namens Romowe von Rom links und sinnlos, und wir haben auch gar nicht die Absicht, die wunderlichen Etymologien des Chronisten in Schutz zu nehmen. Daß aber, abgesehen von dem Namen, die Sache selbst doch nicht so sinnlos war, das hat der weitere Verlauf der preussischen Kirchengeschichte bewiesen.

Es waren nämlich die Beziehungen des geistlichen Ordensstaates zum Papste schon von vorn herein so lockerer Natur, daß die nordische Kirche schon gleich bei ihrem Entstehen eine unabhängige Stellung erhielt, als wäre es auf die Zukunft des Protestantismus, der in diesem Lande seine Metropole erwartete, grundsätzlich abgesehen gewesen. Die preussische Kirche stand ausnahmsweise unter unmittelbarer Jurisdiction des römischen Stuhles, und nach den ausdrücklichsten Bestimmungen der Päpste hatte weder ein Bischof noch irgend ein anderer Prälat sich in die Angelegenheiten des geistlichen Ritterordens zu mischen. Diese ganz besonderen Vorrechte, die unter so außergewöhnlichen Verhältnissen der jüngsten Kirche eingeräumt werden mußten, jedoch auch nicht wenig Neid erweckten, hatten aber der lehnherrlichen Autorität des Papstes gegenüber eine Bedeutung von unabsehbarer Tragweite, und die an sich schon sehr freie Stellung kräftigte sich noch dadurch, daß die preussischen Bischöfe, welche bald nur aus den das Land beherrschenden Deutschrittern gewählt wurden, ungleich mehr auf die Mächtigkeit und Unabhängigkeit des Ordens, als auf das Ansehen des römischen Stuhles bedacht waren. So wurde denn die preussische Kirche wie von selbst zu einer mit Paulinischen Freiheiten ausgestatteten Episkopal-kirche. Der preussische Kirchenstaat erhob sich zusehends, er erhob sich endlich bis zum entschiedenen Widerspruche gegen seine Abhängigkeit vom päpstlichen Kirchenstaate, und emancipirte sich von der Autorität des Apostels Petrus.

*) Vergl. Voigt a. a. D. S. 696 ff.

Und bis auf die letztentscheidende Krönung des Kurfürsten von Brandenburg zum Könige von Preußen in Königsberg konnte der Papst jedem neuen Aufschwunge, den sich das Paulinische Princip im Norden erlaubte, von Rom aus nur mit Reservationen und Protesten entgegenreten. Die Entwicklungsgeschichte des protestantischen Geistes ließ sich dadurch nicht aufhalten.

Das sind die bekannten Anfänge der preussischen Kirchengeschichte, auf die wir zu unserem diesmaligen Zwecke nicht specieller einzugehen haben. Es genügt uns, die Bedeutung der gegensätzlichen Principien aufgezeigt zu haben, welche seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, als die Preußen für das Christenthum gewonnen wurden, das religiöse Bewußtsein der germanischen Völker, namentlich der Deutschen, in sich zu entzweien anfangen, und jetzt, in unseren Tagen, nachdem die Kirchenspaltung dazwischen gekommen, zur Wiederherstellung der deutschen Einheit ihre Versöhnung erwarten. Ehe wir indes den Verlauf der preussischen Kirchengeschichte bis zum Ausbruche der Reformation, wo endlich das Band zwischen Rom und Königsberg sich löste, weiter verfolgen, wenden wir uns nach der anderen Kernprovinz unserer Monarchie, um auch den Schlüssel zum Verständnisse der österreichisch-brandenburgischen Staatsgeschichte, die sich gleichzeitig zwischen Wien und Berlin eröffnet, in die Hände zu bekommen.

III. Der Kaiser in Brandenburg.

Es hat sich seltsam gefügt, daß die Mark Brandenburg, die Geburtsstätte des modernen deutschen Staatslebens, mit derselben Zärtlichkeit dem Kaiser am Herzen gelegen, mit welcher Preußen, die Metropole des deutschen Protestantismus, gleich von der Wiege her in den persönlichsten und liebevollsten Beziehungen zum Papste erscheint. Das Absonderliche dieser vorsorglichen Aufmerksamkeit, welche in der deutschen Geschichte ganz einzig dasteht, kann uns erst später begreiflich werden, wenn wir zur Einsicht gekommen, was es mit dem vereinigten Brandenburg-Preußen unter den Hohenzollern für eine großartige Bewandniß hat. Da werden uns die beiden alten Kernprovinzen unserer Monarchie, die mittelalterlichen Schooskinder des Papstes und des Kaisers, als die autorisirten Vorboten der religiösen und politischen Wiedergeburt der deutschen Nation entgegentreten.

Aus diesem Grunde geht auch die Entwicklungsgeschichte der beiden Provinzen, die schon von Hause aus für einander bestimmt sind, denselben Weg nach demselben Ziele, denn es zeigt sich da wie hier dasselbe antipodische Verhältniß des einheimisch Germanischen zu den fremdartigen Ueberlieferungen aus dem romanischen Süden. Wie die preussische Kirche, als Vertreterin eines neuen religiösen Princips, der päpstlichen Autorität gegenüber eine freiere Stellung zu gewinnen sucht und sie endlich durch die Reformation wirklich erlangt, so sehen wir, von demselben Geiste des Fortschritts getrieben, auch den brandenburgischen Staat im deutschen Reiche grundfänglich zur politischen Selbstständigkeit angelegt und nach Maßgabe seiner originellen Kraftentfaltung mit den theokratischen Tendenzen der mittelalterlichen Kaiserpolitik mehr und mehr in Widerstreit gerathen. In Brandenburg hat sich der Kaiser, wie der Papst in Preußen, mit eigener Hand seinen polaren Gegensatz geschaffen, indem er hier auf dürrem Boden einen Staat aus dem Nichts ins Dasein gerufen, welcher gleichsam von der Piefe herauf dienend, dem romantischen Geiste des Mittelalters entwachsen, zur höchsten Stufe der Macht und Ehre in Deutschland sich emporringen sollte.

Die Mark Brandenburg hat schon urkundlich eine specifisch nationale Bestimmung im deutschen Norden erhalten, und zwar in demselben Momente, als das auf außerdeutschen Traditionen beruhende Kaiserthum, um den Interessen des Südens zu dienen, zum Schutze des Papstthums und der römischen Kirche in die Geschichte trat. Dieser sehr wesentliche Unterschied in der Bestimmung, der in gegenwärtiger Zeit erst recht in die Augen springt, weil er

Preußens und Oesterreichs Stellung in Deutschland am schärfsten bezeichnet, reicht bis auf den ersten Kaiser zurück; denn die Gründung der Mark Brandenburg durch Karl den Großen hängt mit der gleichzeitigen Gründung des Reiches durch den Papst aufs Innigste zusammen. Während der Papst durch die Wiederherstellung des römischen Kaiserthums im Abendlande das Nationalleben der germanischen Völker den religiösen Interessen der Kirche unterordnete, während er ganz Europa durch den Kaiser an die Autorität des römischen Stuhles fesselte, — da legte der Kaiser selbst, dem er die Krone aufs Haupt gesetzt, im deutschen Norden den Grund zu dem Staate, in welchem das germanische Nationalitätsprincip sich dereinst zu seiner vollen Berechtigung erheben sollte.

Als die Longobarden aus dem Brandenburgischen ausgezogen waren, rückten andere, namentlich wendische Völker, in die verlassenen Gegenden ein, bauten Dörfer und Städte, unter diesen auch Brannibor oder Brennaburg an der Havel. Als aber die Wenden weiter vordrangen und über die benachbarten germanischen Stämme der Sachsen und Franken herfielen, eroberte Karl der Große, der in Italien das neugegründete Lombardenreich zerstört, auch ihre vorgeschichtliche Heimath an der Spree, und die Mark Brandenburg wurde dem Reiche einverleibt. Hier wäre also wieder Gelegenheit, sich über die Motive auszusprechen, welche den großen Kaiser zu dieser Eroberung getrieben. Aber sie liegen auf der Hand, denn hier kehrt sich das Verhältniß um. Der Kaiser war nicht bloß für den Papst und die Kirche da; er war auch für die Nation, und in Brandenburg standen die nationalen Interessen auf dem Spiele, die er mit derselben Energie gegen das Vordringen der Slawen in Schutz zu nehmen hatte. Daher die Unterdrückung des germanischen Nationalitätsprincips in Italien zur Sicherstellung des Papstthums für ganz Europa; daher die Rettung dieses Principis in der nordischen Heimath der Lombarden, von der in kommenden Zeiten die Wiederherstellung der Dinge im Geiste der Nation ausgehen sollte.

Während der Glanzperiode des Mittelalters, so lange die römische Kaiseridee noch ungeboren im Reiche herrschte, blieb Brandenburg eine bescheidene Markgraffschaft, eine vorgeschobene Grenzwahe des deutschen Nordens und ohne politische Bedeutung. Das Volk an der Spree hatte Zeit, sich im Stillen auf seine Zukunft vorzubereiten, die ihm für den Moment der deutschen Reichsgeschichte vorbehalten war, wo der Geist der Nation zu den rationellen Principien des modernen Staatslebens übergehen sollte. Seine politische Laufbahn eröffnet daher Brandenburg im 15. Jahrhundert, nach der Ankunft der Hohenzollern, als das heilige römische Reich deutscher Nation unaufhaltsam seinem Untergange entgegenellte. Das mittelalterliche Staatsgebäude war bereits in seinen Grundfesten erschüttert, der Reichsboden bis auf unbedeutende Trümmer verschwunden, denn die Reichsfürsten hatten sich, jeder in seinem Territorium, fast die ganze Regierungsgewalt angeeignet, und der Kaiser, der Alles vergab, besaß selbst weder Gewalt noch Einkünfte mehr. Die vom Kaiser fast unabhängigen Fürsten wurden nur noch durch den immer loser werdenden Lehnsverband als ein Ganzes mit dem Reiche zusammengehalten, so daß das Gerüste

der alten Reichsverfassung seiner Auflösung nahe war. In diesem kläglichen Zustande befand sich Deutschland am Anfange des 15. Jahrhunderts, und die römische Kaiserwürde, welche ihren Halt in den Gemüthern verloren hatte, war den neuen Verhältnissen nicht mehr gewachsen.

In dieser bodenlosen Uebergangs-Periode aus der Romantik des Mittelalters in die profaischen Zeiten des modernen Staatslebens, als sich die Reichsglieder vom Reichshaupte zu trennen begannen, machte nun aber Einer der deutschen Fürsten eine Ausnahme einziger Art. Es war der Kurfürst von Brandenburg, der durch seine persönlichen Beziehungen zum Kaiser, wie durch sein legales Verhältniß zum Reiche, schon gleich bei seinem ersten Auftreten in der Geschichte ankündigte, daß es mit ihm auf etwas ganz Besonderes abgesehen sein müsse. Es war Friedrich von Hohenzollern, gleich seinen Vorfahren, bis in's 12. Jahrhundert zurück, die rechte Hand des Kaisers, auf welchen der Geist der deutschen Nation während der allgemeinen Auflösung seine letzte Hoffnung gesetzt hatte. Der Burggraf von Nürnberg, der sich in Krieg und Frieden um das Reich verdient gemacht, wurde daher vom Kaiser Sigismund erb- und eigenthümlich mit Brandenburg und der Kurwürde belehnt: und die Mission des Hohenzollern nach dem Norden geschah zu einer Zeit und an einem Orte und unter so ungewöhnlich bedeutungsvollen Feierlichkeiten, als hätte die Kirche mit dem Reiche sich vereinigen müssen, um der Nation das Epochenmachende dieser Wendung in der deutschen Geschichte recht eindringlich zum Bewußtsein zu bringen. Es geschah im Jahre 1417 zu Constanz, während des großen National-Concils, als der Kaiser den Hohenzollern, beide in priesterlicher Kleidung erscheinend, unter den Augen der versammelten Bischöfe und Reichsfürsten zum Kurfürsten von Brandenburg ernannte: und wie die Zeiten waren, hätte man sich gleich damals schon sagen können, jetzt fange die Herrschaft im Reiche an, vom Vater auf den Sohn überzugehen. Das ist die providentielle Bestimmung der Hohenzollern in Deutschland, daß sie schon im 15. Jahrhundert, als die Sonne des römischen Kaiserthums im Sinken war, zur Wiederherstellung des Reiches außersehen wurden, und das 19. Jahrhundert wird sich an jenem kritischen Wendepunkte unserer Geschichte erst wieder zu orientiren haben, um über das Wie und Woher der nationalen Einheit zur Besinnung zu kommen.

Sigismund, „der letzte römische Kaiser in dem Sinne des Mittelalters“, handelte, wenn nicht mit klarem Bewußtsein, so doch im Vorgefühle der Dinge, die da kommen sollten, als er den Hohenzollern, den Vertreter des neuen Zeitgeistes, nach dem Norden entsandte, um sich in der durch den ersten Kaiser gegründeten Mark Brandenburg auf die nationale Zukunft der Deutschen vorzubereiten. Denn was die römische Kaiserkrone, welche Karl der Große unter ganz anderen Verhältnissen davon getragen, im 15. Jahrhundert für die deutsche Nation noch werth war, sieht man eben aus der wenig erbaulichen Krönungsgeschichte Sigismund's selbst, der sich nicht abhalten ließ, nach der Entsendung des Hohenzollern noch seinen Römerzug anzutreten. „Einer setzte dem Kaiser seine Kron auf, daß si hing krump zu der rechten Seiten, und also knyte der Kaiser für den Babst, da hub der Babst auf seinen rechten Fuß, und rüchte

dem Kaiser seine Krone gleich, also dem recht und gewohnheit ist.“ *) Es war also durchaus an der Zeit, daß der Kaiser, als seine Krone wankend geworden, vorsorglich den Reichsfürsten ernannte, auf dessen Haupt dereinst die deutsche Krone ohne päpstlichen Zutritt wieder fest und gerade stehen sollte. Die letzte Kaiserwürde des mittelalterlichen Sigismund war zugleich die erste Hinweisung auf die Bedeutung der preussischen Königswürde der Hohenzollern.

Der römische Kaiser hat also zu Constanz, wo der Nationalgeist der Bischöfe auch in der Kirche eine neue Entwicklungs-Periode ankündigte, so zu sagen sein Testament gemacht und vom deutschen Reiche förmlich Abschied genommen. Der Geist der deutschen Geschichte war von den Habsburgern auf die Hohenzollern übergegangen. Von diesem Geiste verlassen, haben sich denn auch die österreichischen Kaiser seit Sigismund's Resignation mehr und mehr aus Deutschland zurückgezogen und sich hauptsächlich in ihren Erbstaaten zu schaffen gemacht. „Seit vierhundert Jahren steht dieses Oesterreich außerhalb des Reiches, seit zweihundert hat es sich zu einer bunt componirten, aber scharf ausgeprägten, individuell entwickelten Großmacht erhoben.“ **) Das Kaiserthum Karl's des Großen hatte seine Bestimmung erfüllt, und Oesterreich konnte, in der mittelalterlichen Reichsverfassung erstarrt, dem nationalen Umschwunge der deutschen Völker nicht folgen.

So war es denn endlich zur Gegeneinanderstellung der beiden Herrscher-Familien in Deutschland gekommen, welche, gleich dem zweiköpfigen Reichsadler, der seit Sigismund's Krönung statt des einfachen im Wappen erscheint, nach entgegengesetzten Richtungen ausschauend, von jetzt an das Zünglein an der Wage der deutschen Politik in schwankender Bewegung halten sollten. Denn kaum sind die Hohenzollern, die Hoffnung der Zukunft, in der Nordmark Brandenburg eingebürgert, und die Habsburger, die glücklichen Erben der Vergangenheit, seit Albrecht II. (1436) als österreichische Kaiser in den Besitz des Reiches gekommen, da fangen auch ihre Bahnen an, mehr und mehr auseinander zu gehen; und wer es verstanden, hätte schon vor vierhundert Jahren in den Annalen der deutschen Geschichte zwischen den Zeilen lesen können, was sich seitdem zwischen Wien und Berlin zugetragen.

Die Habsburger, welche mit der römischen Kaiserwürde auch das patriarchalische Regierungs-System des Mittelalters aufgenommen, betrachteten den lockeren Staaten-Complex, der ihnen zugefallen, wie ein Familien-Eigenthum. Daher das Streben dieser Kaiser, den weitläufigen Länder-Besitz in's Ungeheure auszudehnen, um sich außer und neben dem Reiche eine respectable Hausmacht zu gründen. Ein glückliches Zusammentreffen von Ereignissen, die sich ihrer planmäßigen Berechnung fügen mußten, begünstigte dieses Streben auch nach Wunsch bis auf die spanische Erbfolge herab; denn es gelang ihnen, sich ein Besitzthum zusammenzuholen, in welchem die Sonne nicht mehr unterging. Aber diese Politik der Berechnung war für das moderne Deutschland eben so unbrauchbar, als für das mittelalterliche Oesterreich gefährlich, weil sie

*) Windeck, Leben Sigismund's, S. 1245.

**) v. Sybel a. a. D. S. 120.

in demselben Grade den Boden unter den Füßen verlieren mußte, als sich der Nationalgeist der Völker, der im Anzuge war, mit der socialen Weltanschauung des veralteten Kaisertums in Widerspruch setzte. Da wurden denn die Verlegenheiten groß und größer, und die allzeit Mehrer des Reiches erkannten zu spät, daß sie in ihrer herkömmlichen Stellung über den Nationen, die sich unter ihrer Herrschaft zusammengehalten, den heterogenen Gliedmassen innerlich fremd geworden. Und die Folgen dieser testamentarisch überlieferten Kaiser-Politik treten jetzt verhängnißvoll zu Tage. Das absonderliche Compositum der österreichischen Nationalitäten droht endlich aus seinen Fugen zu weichen, weil der patriarchalische Geist des Mittelalters im Kampfe mit dem modernen Zeitgeiste nicht mehr aushelfen will.

Ganz anders haben sich inzwischen aber die Verhältnisse im Norden gestaltet, wo die deutsche Geschichte nach den Vorgängen zu Constanz in der Heimath der Nation einen neuen Anfang gemacht. Gleich nach ihrer Ankunft in Brandenburg verwachsen die Hohenzollern mit dem noch ungebrauchten Kernvolke an der Spree, wie die Seele mit dem Leibe, und belebend und erhebend durchdringen sie den unverhältnißmäßig dürftig ausgestatteten Staatskörper, um sich in einer entlegenen Reichsprovinz, welche kaum noch über die Anfänge einer deutschen Colonie hinausgekommen, eine eigene politische Existenz zu gründen. Die Hohenzollern hatten nicht das Glück, in dem brandenburgischen Sande eine Erbschaft gewaltiger Nationen mit unerschöpflichen Hülfquellen anzutreten. „Hier finden wir ein aufstrebendes Staatswesen mit knappen Mitteln, die es durch die unermüdetste Thätigkeit zu vergrößern suchen, ein Staatswesen und ein Volk, das sich seine Geschichte, seinen Ruhm, seinen Rang in der Welt erst erringen muß, dessen Fürsten und Lenker darum keinen Augenblick sich in die verderbliche Sicherheit des Genusses einwiegen dürfen.“ *)

Und in dem Maße, als dieser von unscheinbaren Anfängen auslaufende Staat sich Raum schafft und in die Weite geht, haben sich auch die persönlichen Beziehungen des strebsamen Volkes zu seinem energischen Herrscherhause in großartigeren Zügen ausgestaltet und gekräftigt. Was Brandenburg bis auf die Zeiten seiner Großmachtstellung im Norden nach unausgesetztem Kampfe mit den ungünstigsten Verhältnissen, aber gehoben durch die mehr und mehr aufdämmernde Ahnung seiner europäischen Zukunft, die nicht täuschen konnte, aus selbsteigener Kraft von unten herauf geworden ist, das hat es hauptsächlich der staatsmännischen und militärischen Tüchtigkeit seiner persönlich hervorragenden Fürsten zu verdanken. Und nach vierhundert Jahre langem Aufstreben hat dieser hoffnungsvolle Staat nun das Ziel seiner Bestimmung vor Augen. Der Kurfürst von Brandenburg ist dem deutschen Kaiser über den Kopf gewachsen, und von Memel bis Saarbrücken, so weit die deutsche Zunge klingt, kann man sich der Ueberzeugung nicht mehr erwehren, daß die Zeit gekommen, wo die den Hohenzollern zu Constanz übertragene Mission zur Wiederherstellung des Reiches in Erfüllung gehen soll.

*) Häuffer, Deutsche Geschichte, 3. Aufl. 1. B. S. 33.

IV. Die Reformation der Hohenzollern.

Das beispiellose Aergerniß der drei Päpste, welches die Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts verunstaltet, hatte für das Papstthum selbst die nachtheiligsten Folgen, die namentlich in Deutschland nicht wieder zu beseitigen waren. Der durch Bonifacius VIII. auf die Spitze getriebene Absolutismus, der alle weltliche und geistliche Macht in sich concentrirt hatte, war nun für immer erschüttert. Die zu Constanz versammelten Bischöfe der vier Nationen setzten daher nicht bloß die drei Päpste nach einander ab, sondern erklärten auch, daß sie, ein allgemeines Concil bildend, ihre Gewalt unmittelbar von Gott hätten, und Jedermann, selbst der Papst, sei ihnen zu gehorsamen verpflichtet in dem, was die Kirchenreform verlange.*) Die Pariser Universität brachte sogar die Ansicht in Umlauf, der Papst habe sich den Bestimmungen des Concils zu fügen, weil die Kirche nothwendiger und nützlicher sei, als der Papst, indem dieser wegen der Kirche gewählt werde, und man nicht außer der Kirche, wohl aber ohne Papst, selig werden könne.**) So trat, durch den äußersten Mißbrauch der päpstlichen Gewalt veranlaßt, im 15. Jahrhundert endlich dem absoluten Papalsysteme das zur Selbstständigkeit sich erhebende freiere Episkopalsystem entgegen, und die römische Kirche stand, wie gleichzeitig das deutsche Reich, vor einer kritischen Wendung.

Die Nothwendigkeit einer „allgemeinen Reformation an Haupt und Gliedern“ war anerkannt, und die deutschen Bischöfe ließen es an Remonstrationen und Anträgen zur Abstellung der den Rechten und Freiheiten ihrer Kirche nachtheiligen Mißbräuche und Uebergrieffe der Päpste am wenigsten fehlen. Und dennoch scheiterte die so dringend verlangte Reform der kirchlichen Zustände an der Eifersucht des römischen Stuhles, der Alles in Bewegung setzte, um nur die Bischöfe zu keiner selbstständigeren Stellung gelangen zu lassen. Auf dem 20 Jahre später zu Basel fortgesetzten Concil wurde dem Bedürfnisse eben so wenig abgeholfen. Der Papst schloß daher im Jahre 1448 mit dem Kaiser den berühmten Wiener Vertrag, demzufolge das Papalsystem in Deutschland seinem ganzen Umfange nach wieder hergestellt und in Beziehung auf die Abhängigkeit der deutschen Bischöfe vom römischen Stuhle sogar noch erweitert wurde. Und

*) Concil. Const. Sess. IV.

***) Gerson, Opp. T. II. P. II. 201 ff.

die deutschen Bischöfe fügten sich auch wieder, die einen früher, die anderen später, und promulgirten den ohne ihr Zuthun und gegen ihre Absicht zu Stande gekommenen Wiener Vertrag. In diesem Verhältnisse zum Papste ist dann die katholische Kirche Deutschlands bis zum Jahre 1806 geblieben, wo endlich nach der Auflösung des Reiches auch der mit dem Kaiser geschlossene Vertrag sich löste.

Daß es sich im 15. Jahrhundert um die Anerkennung des neuen Princips in der Kirche handelte, welches seit der Bekehrung der Preußen die Völker in Bewegung gehalten, beweist schon der Ausdruck „Concordat“, der zu Constanz zuerst in Gebrauch gekommen. Die beiden Factoren des religiösen Bewußtseins waren auseinander getreten und konnten sich mit ihren gegensätzlichen Ansprüchen nur vertragsweise wieder zusammenschließen. Aber der Wiener Vertrag erstickte die Reformation, durch welche der Kirchentrennung vorgebeugt werden konnte, in der Geburt, und es erfolgte dann von unten herauf, was von oben herab verweigert worden.

Hundert Jahre später machte sich der Geist der Reformation in Deutschland gewaltsam Luft, und die römische Kirche mußte nun eine Katastrophe erleben, die ungleich weiter und tiefer griff, als die Bischöfe zu Constanz und Basel jemals beabsichtigt hatten. Es kam zur Kirchentrennung und zur gänzlichen Beseitigung des Papstthums, welches in der unsichtbaren Kirche des Protestantismus keine Anerkennung mehr finden konnte.

Daß nun beim Ausbruche der Reformation Preußen und Brandenburg, jenes dem Papste gegenüber, dieses in seinem Verhältnisse zu Kaiser und Reich, in den Vordergrund treten und demgemäß die Hohenzollern zu einer neuen Stellung in Deutschland gelangen mußten, das versteht sich nach allem Bisherigen von selbst. War es ja schon ein merkwürdiges Zusammentreffen von bedeutungsvollen Ereignissen, daß, während bei dem Ueberflusse von drei Päpsten zuerst der Gedanke an eine Kirche ohne Papst auftauchte, auch der erste Hohenzoller zu Constanz in Gegenwart des Concils vom Kaiser mit dem Kurstaate Brandenburg belehnt wurde, mit dem Staate nämlich, der einst die protestantische Kirche im Norden schützen sollte, wie das mittelalterliche Kaiserthum die Schuzmacht des Katholicismus gewesen. Es ist, als ob Friedrich von Hohenzollern die Anfangs nur ihrer Möglichkeit nach projectirte Kirche ohne Papst von Constanz nach Brandenburg hätte überbringen sollen, um sie bei wiederkehrenden Mishelligkeiten mit dem Papstthum zur Wirklichkeit werden zu lassen. Und so ist es geschehen. Denn treten wir in das Zeitalter der Reformationsgeschichte, so sehen wir das Geschlecht der Hohenzollern dergestalt nach allen Seiten in die Ereignisse verwickelt, als hätten sie sich planmäßig und mit Vorbedacht in die Rollen getheilt. Sie haben die Fäden des ganzen Gewebes in Händen und erscheinen hier zum ersten Mal als die Repräsentanten der deutschen Nation im Vordergrunde der Geschichte; ihnen zur Seite verrichten selbst die Stimmführer der Reformation nur Handlangerdienste, und spielen mit all dem Lärm, den sie machen, eine vorübergehende Rolle ohne Zukunft. In Deutschland dreht sich das Drama der Reformationsgeschichte um drei Hauptfiguren. Diese sind:

1) Der Erzbischof von Mainz. Seit der h. Bonifacius sämtliche Bischöfe Germaniens mit dem Papste in hierarchische Verbindung gesetzt, stand der erzbischöfliche Stuhl von Mainz in der deutschen Kirche obenan. Auch war dieser Bischof das Haupt der geistlichen Kurfürsten, hatte als Erzkanzler das Directorium im Reichsrathe und führte im Fürstencollegium den Vorsitz statt des Kaisers. Erzbischof von Mainz war aber in damaliger Zeit der Hohenzoller Albrecht von Brandenburg, und dieser vertritt, wenn man so sagen dürfte, die materielle Seite der Reformationsgeschichte, die von ihm ihren Ausgang nehmen sollte. Er besorgte überhaupt die Geldgeschäfte des römischen Stuhles in Deutschland, hatte daher vom Papst Leo X. den Auftrag erhalten, zur Vollendung der Petrifirche zu Rom im Reiche den Ablass predigen zu lassen, und mit der Ausführung dieses frommen Werkes wurde der Dominikaner Tezel betraut. Das war der Stein des Anstoßes. Man klagte über arge Mißbräuche, man klagte endlich über die Religion bloßer Werkthätigkeit aller Art, und die Veranlassung zum Ausbruch der Reformation, die in den Gemüthern längst reif geworden, war gefunden. Von einem Hohenzoller also, der in mißverstandnem Interesse der römischen Kirche handelte, sollte der Anstoß zu einer allgemeinen Kirchenspaltung in Deutschland ausgehen, die er selbst am wenigsten gewollt hat. Denn Anfangs schwankend, war es doch der Erzbischof von Mainz, der sich dem Ansinnen Luther's, der alten Kirche zu entsagen, zumeist widersetzte. Er hielt bis zu seinem Ende beim Katholicismus aus und rettete durch seine Standhaftigkeit die Autorität des Papstthums in Süddeutschland.

2) Der Herzog von Preußen. Ein anderer Albrecht von Brandenburg, der auch andern Sinnes war, hatte damals seine Stellung im Norden gefunden, in der Heimath der preussischen Gothen. Er war Hochmeister des Deutschritter-Ordens geworden. Der Orden aber, der schon auf dem Constanzer Concil Hülfe gegen Polen gesucht hatte, war in die schmähhchste Abhängigkeit gerathen und schien dem Untergange nahe. Da rettete ihn die Reformation. Denn als auch von Papst und Kaiser, an welche Albrecht sich gewendet hatte, keine Hülfe kommen wollte, trat der Hochmeister mit Luther, dem Prediger des Glaubens ohne Werke, in Verbindung, und entschloß sich endlich, zu den Lehren der neuen Kirche überzutreten. Er nahm das Ordensland Preußen vom Könige von Polen für seine und seiner Brüder Nachkommen als lehnbares Erbherzogthum an, die preussischen Bischöfe folgten dem Beispiele, und — die religiöse Verbindung zwischen Rom und Königsberg, die schon von Hause aus sehr lockerer Natur gewesen, war abgebrochen. Und eben diese Emancipation des preussischen Kirchenstaates von der Autorität des Papstes ist, dem Katholicismus des Erzbischofs von Mainz gegenüber, als die entscheidende That anzusehen, durch welche der Protestantismus principiell in's Dasein getreten. Während im Süden Einer der Hohenzollern im Namen des Papstes Deutschland aufruft, dem h. Petrus zu Rom eine Kirche zu bauen, legt ein anderer Hohenzoller, der im Norden die spirituelle Seite der Reformationsgeschichte vertritt, zu Königsberg in Preußen auf dem Boden des Geistes den Grund zu der unsichtbaren Kirche Pauli und sagt sich von der Hierarchie

des Papstthums los! Und der Herzog von Preußen zeigte auch alsbald, daß er die Bedeutung seiner ideellen Stellung für die Zukunft der neuen Kirche begriffen habe. Dem mündlichen Lehramte des römischen Stuhles entgegen, stiftete er im Jahre 1544 die Universität zu Königsberg, den Tummelplatz der theologischen Streitigkeiten damaliger Zeit, zum Zeichen, daß das Princip des Protestantismus im Geiste der modernen Wissenschaft liege, und daß er seine kirchliche Bestimmung erst von der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ des Königsberger Philosophen zu erwarten habe.

3) Der Kurfürst von Brandenburg. Der dritte der Hohenzollern endlich, den wir noch besonders in's Auge zu fassen haben, befand sich der Reformation gegenüber in einer vermittelnden Stellung und bekannte sich auch in gewissem Sinne zu beiden Confessionen. Es war der Kurfürst Joachim I., der heftigste Gegner Luther's, der sich allen Neuerungen in der Kirche standhaft widersetzte und entschieden dem Katholicismus zugethan blieb. Seine Universität Frankfurt nahm sich diese Anhänglichkeit an die alte Orthodorie zum Muster und ertheilte dem Ablasyprediger Tezel, um mit Luther rivalisiren zu können, die theologische Doctorwürde. Seltsam aber gestalteten sich hierauf die Verhältnisse unter seinem Sohne Joachim II., indem dieser, obgleich zum Protestantismus übergegangen, nichts desto weniger auch noch den Beschlüssen des Concils von Trident nachzukommen suchte. Dasselbst erschienen nämlich die Abgesandten des Kurfürsten mit dem Wunsche, „daß die katholische und rechtgläubige Religion in Deutschland hergestellt, aber auch die Kirche Gottes von allen verkehrten Lehren gereinigt würde“, und sogar mit der Versicherung, „der Kurfürst werde alle Decrete des Concils aufrichtig und wie es einem christlichen Fürsten und gehorsamen Sohne der katholischen Kirche gezieme, halten und vertheidigen“.*) Dazu kommt, was die absonderliche Zwischstellung dieses Hohenzollern ganz eigenthümlich charakterisirt, daß der protestantische Kurfürst gar nichts Abnormes darin fand, beim Papste die Bestätigung der Wahl seines noch sehr jungen Sohnes zu dem immer noch katholischen Erzbisthum Magdeburg nachzusuchen. Die Bestätigung erfolgte auch wirklich unter den vom Concil festgestellten Bedingungen. Und bis auf den heutigen Tag haben die Hohenzollern in Brandenburg den Plan zur Wiedervereinigung der getrennten Confessionen in Deutschland nicht aufgegeben.

In derselben Stellung erscheint Brandenburg seit der Reformation auch auf politischem Boden. Als Kurfürsten blieben die Hohenzollern nach wie vor an die gemeinsame Sache des deutschen Reiches gebunden, und noch drei Jahrhunderte, bis zur Auflösung der mittelalterlichen Reichsverfassung, haben die protestantischen Brandenburger mit den katholischen Kaiserlichen, und nicht selten bloß im Interesse der Habsburger, gegen den gemeinsamen Reichsfeind die Waffen ergriffen. Andererseits aber waren diese Kurfürsten durch ihre Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen zugleich ihrer eigenen Bestimmung verpflichtet, und hier hatten sie der Zukunft des deutschen Nordens Rechnung zu

*) Raynold ad an. 1551. 41. ff.

tragen. Von dem specifisch preussischen Geiste getrieben, haben daher die Brandenburger, seitdem der Kurfürst als König von Preußen in den Gang der deutschen Geschichte mit eingegriffen, der österreichischen Politik mitunter den kräftigsten Widerstand geleistet, und sich in ihrer zweiseitigen Stellung sogar den Vorwurf der Zweizüngigkeit zugezogen. Das war nicht zu vermeiden, denn der Kurfürst von Brandenburg hatte als König von Preußen wirklich Rücksichten zu nehmen. Aber das verwickelte Räthsel der brandenburgisch-preussischen Politik, welches seit der Reformation den Geist der Hohenzollern beschäftigt, erwartet nunmehr seine Lösung, und es kann nicht im Mindesten zweifelhaft sein, wie sie Angesichts der jetzigen Weltlage zwischen Preußen und Italien im Interesse des Staates und der Kirche ausfallen muß. Denn liegt es im Gange der Geschichte, daß die Hohenzollern als Kurfürsten von Brandenburg durch ihr politisches Verhältniß zu Kaiser und Reich berufen sind, demnächst zur Wiederherstellung der deutschen Einheit an die Spitze der Nation zu treten, so ist doch auch nicht zu vergessen, daß sie als Könige von Preußen in gleichem Sinne das religiöse Verhältniß des deutschritterlichen Ordensstaates zum Papste und zur Kirche auf sich genommen haben. Die nationale Einheit kann nur mit der religiösen Einheit zu Stande kommen, denn die deutsche Frage war seit Karl dem Großen eine sehr complicirte Doppelfrage und ist es auch heute noch.

Das ist die deutsche Frage, die seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der Völker Europas in Anspruch genommen hat. Sie ist eine Frage der Einheit und der Freiheit, der Nation und der Kirche. Sie ist eine Frage der Gerechtigkeit und der Vernunft, der Wahrheit und der Liebe. Sie ist eine Frage der Ehre und der Würde, der Macht und der Herrschaft. Sie ist eine Frage der Zukunft und der Hoffnung, der Trübsal und der Noth. Sie ist eine Frage der Menschlichkeit und der Gottheit, der Erde und des Himmels. Sie ist eine Frage der Vernunft und der Leidenschaft, der Wissenschaft und der Kunst, der Philosophie und der Poesie. Sie ist eine Frage der Politik und der Religion, der Welt und des Jenseits, der Zeit und der Ewigkeit. Sie ist eine Frage der Menschheit und der Welt, der Vernunft und der Liebe, der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Sie ist eine Frage der Freiheit und der Einheit, der Nation und der Kirche, der Ehre und der Würde, der Macht und der Herrschaft, der Zukunft und der Hoffnung, der Trübsal und der Noth, der Menschlichkeit und der Gottheit, der Erde und des Himmels, der Vernunft und der Leidenschaft, der Wissenschaft und der Kunst, der Philosophie und der Poesie, der Politik und der Religion, der Welt und des Jenseits, der Zeit und der Ewigkeit. Sie ist eine Frage der Menschheit und der Welt, der Vernunft und der Liebe, der Wahrheit und der Gerechtigkeit.

Seit dem Westfälischen Frieden (1648) ist sowohl die Stellung des Papstthums als die des Kaiserthums in Deutschland eine andere geworden. Die beiden Kirchen haben sich über ihre Principien verständigt und mit ihren gegensätzlichen Ansprüchen friedlich auseinander gesetzt. Der Katholicismus nimmt daher jetzt, nachdem er das freiere Princip von sich ausgeschieden, erst recht den specifischen Charakter der römisch-katholischen Kirche an und wird zur Bezeichnung seiner außerdeutschen Herkunft und Art mit dem anrühigen Ehrennamen des Ultramontanismus belegt. Protestantischerseits wird das Papstthum nun als eine ausländische kirchliche Großmacht angesehen, die mit den religiösen Angelegenheiten der deutschen Nation fernerhin nichts mehr zu schaffen habe. Und mit dem Kaiserthum verhält es sich nicht anders. Nach dem Friedensschlusse zu Münster hat die Glorie der mittelalterlichen Herrschaft ihren letzten Schimmer in Deutschland verloren, die lehnherrlichen Beziehungen des Kaisers zu den ehemaligen Reichsfürsten sind so gut wie abgebrochen und die Reichsverfassung besteht nur noch dem Namen nach. Der deutsche Kaiser ist nun vollends zum österreichischen Kaiser geworden, der Schwerpunkt des Kaiserstaates hat sich außerhalb der Nation consolidirt, und Deutschland liegt seitdem „draußen im Reiche.“

V. Die preußische Königsmürde.

Seit dem Westfälischen Frieden (1648) ist sowohl die Stellung des Papstthums als die des Kaiserthums in Deutschland eine andere geworden. Die beiden Kirchen haben sich über ihre Principien verständigt und mit ihren gegensätzlichen Ansprüchen friedlich auseinander gesetzt. Der Katholicismus nimmt daher jetzt, nachdem er das freiere Princip von sich ausgeschieden, erst recht den specifischen Charakter der römisch-katholischen Kirche an und wird zur Bezeichnung seiner außerdeutschen Herkunft und Art mit dem anrühigen Ehrennamen des Ultramontanismus belegt. Protestantischerseits wird das Papstthum nun als eine ausländische kirchliche Großmacht angesehen, die mit den religiösen Angelegenheiten der deutschen Nation fernerhin nichts mehr zu schaffen habe. Und mit dem Kaiserthum verhält es sich nicht anders. Nach dem Friedensschlusse zu Münster hat die Glorie der mittelalterlichen Herrschaft ihren letzten Schimmer in Deutschland verloren, die lehnherrlichen Beziehungen des Kaisers zu den ehemaligen Reichsfürsten sind so gut wie abgebrochen und die Reichsverfassung besteht nur noch dem Namen nach. Der deutsche Kaiser ist nun vollends zum österreichischen Kaiser geworden, der Schwerpunkt des Kaiserstaates hat sich außerhalb der Nation consolidirt, und Deutschland liegt seitdem „draußen im Reiche.“

Und was die mittelalterlichen Autoritäten des Südens in Deutschland verloren, das hatte der protestantische Norden vollauf gewonnen. Denn in demselben Verhältnisse, als Papstthum und Kaiserthum anfangen, sich auf ihr specifisch katholisches Wesen zurückzuziehen, eröffnete der Protestantismus, nunmehr auf eigenen Füßen stehend, seinen Eroberungszug in der entgegengesetzten Richtung, um sich von Preußen aus als Nationalkirche und von Brandenburg aus als Nationalstaat über die deutschen Völker auszubreiten. Und da mußte es denn endlich offenbar werden, was es mit der zweiseitigen Stellung des Kurfürsten in der Reformationsgeschichte für eine Bewandniß hatte, nachdem die beiden Zukunfts-Provinzen des nationalen und religiösen Lebens im Norden sich die Hände zu einem Ehebündnisse gereicht, dem der Geist der Geschichte, wie an der Spree so an der Weichsel, längst vorgearbeitet hatte. Die Vereinigung kam wirklich zu Stande, als der Kurfürst Joachim Sigismund kraft des hohenzollernschen Erbvertrages zugleich regierender Herzog von Preußen wurde. Die Einsprüche, welche der Papst gegen diese Vereinigung

erhob, konnten den Fortschritt des Protestantismus nicht aufhalten. Und es war gleich ein Riesenschritt.

Bei dieser Wendung ist nämlich an den bedeutsamen Umstand zu erinnern, daß durch die Vereinigung des preussischen Kirchenstaates mit dem brandenburgischen Nationalstaate für den Protestantismus ein Verhältniß eingeleitet wurde, welches zu der Verbindung der römischen Kirche mit dem deutschen Reiche, wie sie seit Karl dem Großen im Süden bestanden, die Rehrseite bildet. Der Geist des Protestantismus hatte nun in der Heimath der germanischen Nation seinen Sitz aufgeschlagen. Und es sollte nicht lange zweifelhaft bleiben, wo er sich niedergelassen, denn Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, zeigte bei Fehrbellin zum Ueberflusse auch noch durch die That, daß nicht das ehemals so gefürchtete Schweden, sondern das vereinigte Brandenburg-Preußen zur herrschenden Macht im protestantischen Norden berufen sei. Die Unabhängigkeit Preußens von Polen, welche der große Kurfürst durchsetzte, vollendete das Werk, und der Kaiser sah sich nun auch genöthigt, das Bollgewicht des Hohenzollern anzuerkennen und ihn in die Reihe der europäischen Souveräne einrücken zu lassen. Zu den Mitteln kam dann schließlich auch der Titel. Der Sohn des großen Kurfürsten setzte sich am 18. Januar des Jahres 1701 zu Königsberg in Preußen die Krone auf's Haupt.

So sind wir denn nach einem Umlauf durch die deutsche Geschichte wieder bei der Frage angekommen, von der wir ausgegangen. Wir stehen vor der Einzigkeit der preussischen Königswürde, und es wird sich nun wohl zeigen müssen, was den König von Preußen im Norden von allen andern deutschen Königen, wess Namens und Landes sie sein mögen, so ganz unverhältnißmäßig unterscheidet, und welcherlei Rechtsansprüche aus ihrer einzig gearbeteten Stellung den Hohenzollern auf die Centralgewalt in Deutschland erwachsen. Auf diese interessante Zeitfrage, an der sich schon Mancher auf mancherlei Weise versucht hat, kann uns nach allem Bisherigen die rechte Antwort nicht entgehen. Sie ergiebt sich aus dem Zusammenhange der deutschen Geschichte von selbst. Zu dem Zwecke haben wir nur wieder an Dinge zu erinnern, worüber in gegenwärtiger Zeit viel Verwirrung herrscht, die aber erst gründlich aufgeklärt sein müssen, wenn die deutschen Völker mit ihren nationalen Einheits-Bestrebungen nicht länger im Finstern herumtappen sollen. Die Hauptmomente, welche hier aus der deutschen Reichsgeschichte in Erwägung zu ziehen sind, werden wir nach einander zu würdigen suchen.

1) Es muß zunächst schon befremden, daß unter den ehemaligen Reichsfürstlingsumher allein nur der Kurfürst von Brandenburg vom Kaiser selbst zur Königswürde erhoben worden. Das ist eine einzige Thatsache in der Geschichte des deutschen Reiches. Aber was hat sie zu bedeuten? Wir wissen es bereits. Bei Gelegenheit des ersten Hohenzollern haben wir das Verhältniß des Kaisers zu diesem unter ganz ungewöhnlichen Umständen ernannten Kurfürsten mit dem des Vaters zu seinem hoffnungsvollen Sohne verglichen, auf den Angesichts des neuen Zeitgeistes die Herrschaft des sinkenden Reiches übergehen sollte. Wir gingen hierbei von der Ansicht aus, und sie wird wohl die richtige sein, daß es sich mit ganzen Völkern und Nationen wie

mit den einzelnen Individuen verhält, daß nämlich ihr Lebenslauf einer genetisch fortschreitenden Entwicklungsgeschichte unterliegt, die sich nach unabänderlichen Gesetzen vollzieht und daher auf dem vorgezeichneten Wege nach ihrem Endziele nicht aufzuhalten ist. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint aber die Entsendung der Hohenzollern nach dem Norden und ihre endliche Erhebung zur Königswürde durch die Habsburger wie eine pädagogische Nothwendigkeit in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Nation, und es dürfte sich dann schwerlich eine geeignetere Apologie ersinnen lassen, um das jezige großmächtige Preußen gegen die herkömmlichen Verdächtigungen zu vertheidigen, als suche es Oesterreich aus Deutschland zu verdrängen, um sich der Centralgewalt zu bemächtigen. Der Thatbestand der deutschen Geschichte beweist seit vierhundert Jahren das Gegentheil, denn er beweist Schlag auf Schlag, daß das jugendliche Preußen gegenwärtig nichts mehr, aber auch nichts weniger, sein will, als wozu es der Kaiser grundsätzlich erzogen hat, und was das altersschwache Kaiserthum selbst nicht mehr sein kann. Wir stehen vor Consequenzen aus vergangenen Zeiten, die nicht mehr aufzuhalten sind. Und geschah es nicht mit klarem Bewußtsein und wohl erwogen, so geschah es doch im Interesse der deutschen Nation, daß der Kaiser nur den Kurfürsten von Brandenburg auf den Königsthron setzte, sich aber um die Königswürde der übrigen Reichsfürsten von weit älterem Datum gar nicht kümmerte. Und doch war es der Kurfürst von Brandenburg, wenn man die Geschichte nur von ihrer Außenseite ansieht, an dem sich der Kaiser seinen künftigen Rivalen im Reiche erziehen sollte.

2) Eben so charakteristisch ist die andere Thatsache, daß auch allein nur der Kurfürst von Brandenburg zur Königswürde gelangte, während das deutsche Reich in seiner mittelalterlichen Verfassung zwar erschüttert, aber doch keineswegs schon aufgelöst war. Zwischen 1701 und 1806 liegt noch ein ganzes Jahrhundert deutscher Reichsgeschichte, und der König von Preußen ist auf normale Weise und aus dem genetischen Entwicklungsproceß dieser Geschichte hervorgegangen. Er vertritt dem abgestorbenen Geiste des Mittelalters gegenüber das Princip der neuern Zeit, und ist daher da, wo er steht, eine historische Nothwendigkeit. Auch das unterscheidet die Stellung der Hohenzollern von der der andern deutschen Könige wesentlich. Diese sind nicht auf normalem Wege und nicht aus dem inneren Lebensproceß des Reiches zu Königen geworden; sie verdanken ihre Geburt dem Tode und der Verwesung des Reiches. Ein vorübergehender Eroberer, dem sie folgen mußten, hat sie zufällig erhoben, um sie dem Reichsverbande zu entfremden. Sie sind es, die den deutschen Kaiser nöthigten, die Reichskrone Karl's des Großen niederzulegen, weil sie selbst genöthigt wurden, in ihren Territorien die Königskrone aufzunehmen und sich aus den Trümmern des zusammengestürzten Reiches ihre Throne zu errichten. Und wer fördert hiernach nun, und wer hemmt die Wiederherstellung der deutschen Einheit in gegenwärtiger Zeit? „Trägt Preußen wirklich schon durch seine Entstehung die Schuld, daß Deutschland der politischen Einheit ermangelt?“ Es verhält sich abermals ganz umgekehrt. Denn wie Niemand, der nur einen Blick auf den Entwicklungsgang der deutschen Reichsgeschichte geworfen, in Abrede stellen kann, daß der König von Preußen seine politische Mission in Deutsch-

land im Auftrage des Kaisers erfüllt, und daß ein König von Preußen nothwendig da sein muß, wenn es jemals wieder zu einer deutschen Einheit kommen soll, so begreift auch Jeder, daß die gegen den Willen des Kaisers und zum Untergange des Reiches in's Dasein gerufenen deutschen Nebenkönige mit ihren Souveränitäts-Ansprüchen der politischen Wiedergeburt der Nation die größten Schwierigkeiten in den Weg legen. Daß der König von Preußen auf der nationalen Seite unserer Geschichte nur die Fortsetzung des deutschen Kaisers ist und ihm allein daher von Rechtswegen die Centralgewalt gebührt, das scheint immer noch nicht genugsam einzuleuchten.

3) Wir erinnern an eine dritte Thatsache, welche, gehörig erwogen, schon allein entscheidend sein dürfte. Es ist die ausnahmsweise Sonderbarkeit, daß nur wir auch keinen König von Brandenburg haben, wie die andern deutschen Völker in ihren ehemaligen Kurfürstenthümern zu einem Könige von Bayern und Württemberg, Sachsen und Hannover gekommen sind. Auch das hat seine schöne Bedeutung. Denn hierauf ist einfach zu erwidern, daß die Bestimmung der Hohenzollern eben, mit der der übrigen Kurfürsten verglichen, eine ganz ausnahmsweise ist, eine solche nämlich, die keineswegs auf das anfängliche Brandenburg beschränkt sein sollte, sondern gleich der Bestimmung der Habsburger auf ganz Deutschland berechnet ist. Wer diese ausnahmsweise Stellung der Hohenzollern vor Augen hat, dem wird es begreiflich werden, wie es gekommen, daß wir keinen König von Brandenburg haben konnten, sondern einen König von Preußen haben mußten. Gleichwie das mittelalterliche Kaiserthum nicht ohne Ursache, von wegen der Krönung durch den Papst, das heilige römische Reich deutscher Nation genannt wurde, so hat auch unser Königthum, die künftige Centralgewalt des wiederhergestellten Reiches, seinen Namen nicht umsonst von dem geistlichen Kirchenstaate des deutschen Nordens, wo der Kurfürst von Brandenburg unter entsprechenden religiösen Feierlichkeiten sich die Krone aufsetzte. Das ist das entscheidende Moment der ganzen Frage, weil es den König von Preußen allein nur mit dem deutschen Kaiser in Vergleich zu stellen erlaubt. Bei uns dreht sich die Frage nach dem Woher und Wozu der Königswürde ganz und gar nicht um das politische Verhältniß des Kurfürsten von Brandenburg zu Kaiser und Reich; — der König von Preußen hat etwas Anderes zu bedeuten, als die deutschen Provinzialkönige von Bayern und Sachsen, Württemberg und Hannover, denn er ist aus den religiösen Beziehungen des preussischen Ordensstaates zum Papste und zur Kirche in die Geschichte getreten. Und daß dieser religiöse Gesichtspunkt, der bei der Entstehung des Königreichs Preußen für die Hohenzollern maßgebend sein mußte, es auch heute noch ist, und es nächstens für ganz Deutschland in einem Sinne werden soll, von dem jetzt die Wenigsten noch kaum eine Ahnung haben mögen, das hat uns die zweite Krönung, die wir selbst erlebt, durch die nachdrucksvolle Betonung der preussischen Königswürde von Gottes Gnaden doch wohl auffällig genug zu verstehen gegeben.

4) Als die Zeit gekommen, wo der Kurfürst von Brandenburg zum Könige von Preußen erhoben werden sollte, fand der Kaiser diese Standeserhöhung

ganz in der Ordnung. Sie war im Interesse des Reiches und nebenbei auch im Interesse der Habsburgischen Hauspolitik. Der spanische Erbfolgekrieg, in welchem andere Kurfürsten, wie der von Bayern, sogar mit Frankreich Bundesgenossenschaft machten, veranlaßte den Kaiser, an dem Kurfürsten Friedrich III., dessen tapfere Truppen sich bei Warschau und Fehrbellin einen Namen gemacht hatten, einen zuverlässigen Waffengefährten zu gewinnen. Unter diesen Erbschafts-Verhältnissen, wo der Kaiser endlich die nationalen Interessen Deutschlands ganz aus dem Auge verloren hatte, sollte der neue König im Norden an die verlassene Stelle einrücken. Die Unterhandlungen zwischen Wien und Berlin nahmen einen günstigen Ausgang, und die Zustimmung des Kaisers zur preussischen Königswürde erfolgte in bester Form. „Alß haben Ihre Kayf. May. in Consideration des Churhauses Brandenburg uralten Splendoris, Macht und Ansehens, auch von der jetzt Regierenden Dcht. Ihre dem gemeinen Wesen bißhero geleisteten großen und considerable Dienste Resolvirt eine solche wohlgemeinte Dignität Ihrer Churfürstl. Dcht. beizulegen.“ *) Die Resolution des Kaisers war also den Umständen angemessen, denn der Kurfürst hatte sich um das Reich verdient gemacht. Auch hatte sich die Stellung der Hohenzollern seit dem energischen Auftreten des großen Kurfürsten derart gekräftigt, daß das alte Kaiserthum mit seinen unheilbaren Schwächen schon damals auf die imponirende Macht des jungen Königthums zählen mußte. Der Vater des Vaterlandes erklärte daher seinen rüstig aufstrebenden Sohn im Norden für mündig, theilte sich mit ihm in die Reichswürden und setzte den deutschen Kurfürsten als Selbstherrscher auf den preussischen Königsthron. Das that der Kaiser; aber was sagte der Papst dazu?

Friedrich I. wurde nach und nach von allen Souveränen Europa's als König von Preußen anerkannt, — mit alleiniger Ausnahme des Papstes, der gegen die protestantische Königswürde in dem Eigenthum des Apostels Petrus protestirte. Dies geschah durch die merkwürdige Allocution vom 18. April 1701 an das Cardinal-Collegium, die sich namentlich darüber beklagte: „daß Friedrich, Markgraf von Brandenburg, Namen und Würden eines Königs von Preußen auf ganz profane und bei Christen bis jetzt vielleicht unerhörte Weise, mit Verachtung aller Autorität der Kirche Gottes sich öffentlich angemast habe.“ So protestirte der Papst von Rom aus gegen die erste Krönung in Königsberg, die seiner kirchlichen Autorität Abbruch thue, weil es nur ihm zustehe, Könige zu ernennen: und der deutsche Kaiser, die Könige von Frankreich und Polen, der Kurfürst von Bayern und die Schweiz . . . , sie wurden nachdrücklich ermahnt, die Anerkennung der preussischen Königswürde zu hintertreiben. Und noch hundert Jahre lang figuriren seitdem die Hohenzollern im römischen Staatskalender nur als Markgrafen von Brandenburg, und bis auf den heutigen Tag hat der Papst den König von Preußen noch nicht förmlich anerkannt.

Die Krönung des Königs von Preußen war ein Ereigniß, dessen Tragweite in Beziehung auf das deutsche Reich damals in Wien nur von Wenigen (Prinz Eugen) dunkel geahnt wurde, während man in Rom die unab-

*) Kronen-Tractat vom Jahre 1700, Art. 7.

sehbaren Folgen für die Zukunft der deutschen Kirche klar erkannte, daher Himmel und Erde in Bewegung setzte, um den Preußenkönig nicht aufkommen zu lassen.

Und man hatte sich in der Werthschätzung der neuen Königswürde nicht verrechnet. Denn was hatte sich im Norden eigentlich begeben? Der deutsche Kurfürst war als Schutzmacht des deutschen Protestantismus auf den Königsthron erhoben worden! Statt der Habsburger, die schon seit der Reformation die Kaiserkrone nicht mehr in Rom aus den Händen des Papstes empfangen, sah man jetzt die Hohenzollern ihren Römerzug nach Königsberg in Preußen halten, um sich im Geiste der protestantischen Kirche und nach der Weise des unsichtbaren Priesterthums mit eigener Hand die Krone aufs Haupt zu setzen. Das war die Wendung in der deutschen Geschichte, die in Rom ungleich schmerzlicher, als in Wien, an die Herrlichkeiten vergangener Zeiten erinnern mußte.

Vom Standpunkte der katholischen Kirche mußte darum der Papst die damals allerdings noch unerhörte Thatsache mit andern Augen ansehen, als der Kaiser, der die preussische Königsfrage lediglich im Interesse des Reiches und nach seinem politischen Verhältnisse zum Kurfürsten von Brandenburg bei sich erwogen hatte. Aber der Geist der Geschichte läßt sich nicht dämpfen, und der Papst wird am Ende durch die Mission der Hohenzollern in Deutschland auch nicht zu kurz kommen. Denn was ist seitdem aus der Staats- und Kirchengeschichte in Preußen und Italien geworden? Sowohl die Stellung des römischen Stuhles, als auch die des preussischen Königsthrones, ist in den letzten 160 Jahren so sehr eine andere geworden, daß der König von Preußen bei der zweiten Krönung von Königsberg aus zur Rettung des Autoritäts-Princips im Interesse des Papstthums protestiren mußte! Auch das ist ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit. Und wer könnte verkennen, wohin es deutet? — — —

VI. Der König von Gottes Gnaden.

Wir kommen auf einen delicatesn Artikel zu sprechen. „Von Gottes Gnaden“ — ein vielfach von Freunden und Feinden gemißbrauchtes Wort. Wie viele geben sich auf beiden Seiten nicht einmal die Mühe, über dessen wahren Sinn nachzudenken und ihn sich klar zu machen! Dann wird drüben und hüten über die Berechtigung desselben mit erbitterter Leidenschaft gekämpft, während die erste Bedingung eines Verständnisses — Uebereinstimmung im Wortsinne fehlt, vielmehr die willkürlichsten Voraussetzungen über den Sinn vorhanden sind, den der andere Theil mit jenem Worte verbindet. *) Aber woher denn die Verirrungen und Verwirrungen über den wahren Sinn dieses Wortes inhaltsschwer in gegenwärtiger Zeit? Hierauf hat sich der Bischof von Mainz leider nicht weiter eingelassen. Es genügt ihm zu zeigen, welche Bedeutung das Königthum von Gottes Gnaden im katholischen Mittelalter hatte, mit dem Zusatze, daß er es in dem Sinne, wie es seit der Reformation von vielen katholischen und nichtkatholischen Fürsten verstanden wurde, für einen verwerflichen Götzendienst halte. Es kann aber nur zum besseren Verständnisse führen, wenn wir den Doppelsinn, den das Wort seit der Reformation angenommen, auf geschichtlichem Wege in's Klare zu setzen suchen.

Bekanntlich datirt die Verwirrung über den altherkömmlichen Königstitel, namentlich in Preußen, vom 18. October 1861. Da wurde das Signal zu einem Principien-Kampfe gegeben, der für ganz Deutschland entscheidend sein wird. Zunächst war es schon das ungewohnte Ereigniß der Krönung selbst, welches die Gemüther nicht wenig in Bewegung setzte, weil man sich die Bedeutung des feierlichen Actes für das jezige Preußen überhaupt nicht mehr zu erklären wußte. Man konnte nicht begreifen, und begreift immer noch nicht, was denn Wilhelm I. so ganz ausnahmsweise zur Wiederholung einer religiösen Ceremonie veranlaßt haben möchte, welche zu wiederholen all seine Vorfahren bis auf den ersten Preußenkönig zurück nicht ferner für nothwendig gehalten. Hauptsächlich aber war es die auffällig starke Betonung der preussischen Königswürde von Gottes Gnaden, welche die sanguinischen Hoffnungen der deutschen Nationalpartei gleichsam von oben herab durchkreuzen zu sollen schien, weil man die eindringliche Erinnerung an den altpreussischen

*) v. Ketteler, Freiheit, Autorität und Kirche. S. 48.

„rocher de bronze“ mit den Freiheiten des modernen Verfassungslebens nicht mehr in Einklang zu bringen vermochte. Und seitdem hat sich diese ungeheuerliche Begriffsverwirrung, die nicht ohne Krisis vorübergehen kann, lavinenartig im Lande fortgewälzt, bis es zu dem Kampfe um die verfassungsmäßigen Rechte der preussischen Krone und des preussischen Abgeordnetenhauses gekommen.

Daß die tiefgreifende Principienfrage, vor der wir stehen, gerade bei Gelegenheit der preussischen Königswürde zum Ausbruch kommen sollte, das berechtigt schon von vorn herein zu der Vermuthung, es dürfte sich am Ende doch wohl um etwas mehr, als um des Kaisers Bart handeln. Und es handelt sich in der That um den Kaiser selbst. Denn ist es wirklich an dem, was die Nationalpartei zumeist versichert, daß die Wiederherstellung der deutschen Einheit nur von Preußen ausgehen kann, ist es also eine ausgemachte Sache, daß der König von Preußen die Bestimmung hat, die Rolle des deutschen Kaisers auf dem Boden des nationalen Staatslebens weiter zu führen, dann wird es sich nun wohl entscheiden müssen, was die künftige Centralgewalt, die man auf den Hohenzollern übertragen will, überhaupt noch zu bedeuten habe, wenn nicht, wie ehemals im mittelalterlichen Süden, so jetzt auch im preussischen Norden das monarchische Princip von Gottes Gnaden, welches den Kaiser zum Kaiser machte, unangetastet obenauf bleiben soll. Das ist der Kern der vorliegenden Rechtsfrage, daß die Entscheidung, wie sie auch ausfallen mag, nicht bloß für das gegenwärtige Preußen, sondern zugleich für das künftige Deutschland, für Europa von principieller Bedeutung sein wird. Es ist der endlich auf die Spitze getriebene Rechtsstreit des Nationalen mit dem Religiösen, der die Geschichte der Deutschen seit Karl dem Großen in Bewegung gehalten, und es handelt sich in unseren Tagen, nachdem die Autoritäten des Mittelalters vom Schauplatz getreten, um die Einzigkeit der preussischen Königswürde, die wir als den letzten festen Punkt im Werden unserer socialen Zustände zu retten haben. Wir berufen uns auch hier einfach auf die deutsche Geschichte.

1) Der römische Kaiser von Gottes Gnaden. Die germanischen Könige leiteten ihre Herkunft von den Göttern ab, und hatten daher bei ihren Völkern zugleich oberpriesterliches Ansehen. Sie waren Könige und Priester in Einer Person. Beim Uebertritt zum Christenthum, welches göttliche und menschliche Natur wesentlich unterscheidet, mußten sie aber nicht allein auf ihre priesterliche Würde verzichten, sondern auch die Insignien der königlichen Würde aus den Händen der Bischöfe empfangen und sich als christliche Könige salben und krönen lassen. Den Anfang machte der Franke Klodwig, nach dessen Beispiel sich dann auch die übrigen Könige der germanischen Völker von dem angesehensten Prälaten des Reiches die Krone aufsetzen ließen. Nach damaliger Vorstellungsweise, die hier allein entscheiden darf, war also die Krönung keine bloß symbolische feierliche Einführung auf den Thron, sondern eine religiöse Weihe, wodurch die königliche Gewalt dem christlichen Regenten durch des Bischofs Hand von Gott übertragen wurde. Das ist die ursprüngliche Bedeutung des Königs von Gottes Gnaden im Sinne des Christenthums, im

Unterschiede von dem Könige von Gottes Natur aus den Vorzeiten des germanischen Heidenthums.

Das Verhältniß der menschlichen Natur zur göttlichen ordnete sich aber in normaler Weise erst bei der Wiederherstellung des abendländischen Reiches in Folge der Salbung und Krönung des Kaisers durch den Papst. Die Bedeutung der Kaiserkrönung war zwar im Wesen dieselbe; aber die Personaleinheit des Kaiserthums mit dem Papstthum trat nun als das Musterbild aller socialen Ordnung in den Vordergrund. Seit Karl dem Großen bildete sich daher die Ansicht, die weltliche Macht sei ein Ausfluß der geistlichen, und daher der Kaiser dem Papste untergeordnet. Weil aber andererseits die Kaiser, wie angelegentlich sie auch die Krönung durch den Papst suchten, doch nicht geneigt waren, die dem römischen Kaisertitel anhaftenden Erinnerungen an die unbeschränkte Weltherrschaft der alten Imperatoren aufzugeben, so war der Conflict unvermeidlich und die Grenzverwirrungen mußten in dem Maße überhand nehmen, als Papst und Kaiser, jener die christliche, dieser die heidnische Ansicht vom Reiche einseitig auf die Spitze trieben.

Der Kampf erreichte seinen Höhepunkt im 11. Jahrhundert und kam nun zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. zur Entscheidung. Es war die Zeit, wo das Verständniß der Principien damaliger Geschichte errungen war. Der Scholastiker Anselm machte in der Schule dadurch Epoche, daß er die Philosophie mit der Theologie in der gemeinsamen Idee des Gott-Menschen versöhnte, und diese selbige Idee war es auch, an der man sich gleichzeitig mit der großen Lebensfrage über das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen in Kirche und Staat zu orientiren suchte. So namentlich der Cardinal P. Damiani, der Zeitgenosse Gregor's VII., der in den gewaltigen Principienkampf der weltlichen Macht mit der geistlichen nach beiden Seiten verwickelt war. Nur Christus, sagt er, habe die Priesterwürde mit der Königswürde in sich vereinigt. Um daher ein gedeihliches Wechselverhältniß zwischen Papst und Kaiser zu ermöglichen, hätten sie sich als die Stellvertreter des Gott-Menschen, der die beiden Würden an sie vertheilt, anzusehen und sich demgemäß zu vereinigen, „so daß der König im Priester und der Priester im König gefunden werde, — unbeschadet jedoch der Vorrechte des Papstes, die sich außer ihm Niemand anmaßen dürfe.“*)

Das war also die Theorie des Mittelalters, daß die menschliche Natur der göttlichen untergeordnet sei, und darnach gestaltete sich folgerichtig auch die Praxis. Die scholastische Philosophie stand im Dienste der christlichen Theologie (ancilla theologiae), das Nationale war dem Religiösen, und daher auch der Kaiser dem Papste untergeordnet. Der Kaiser, dahin ging der Glaube jener Zeit, erhielt durch die päpstliche Salbung und Krönung „einen gewissen Antheil am geistlichen Amte“, er wurde zum Diakon des Papstes geweiht und in die Hierarchie der Kirche aufgenommen. Auch durfte der Kaiser diese seine geistliche Würde, die kein leerer Titel war, beim Zusammentreffen mit dem Papste wirklich antreten, wie Heinrich II., der mitunter von seinem Dia-

*) P. Damiani. Opusc. IV. Claus.

nate bei den feierlichen Papalmessen Gebrauch machte. Ebenso mußte im umgekehrten Falle, wenn Salbung und Krönung durch den Papst unterblieben, die Stellung des Kaisers als eine profane und seiner christlichen Bestimmung widersprechende erscheinen, wo dann selbst die Rechtmäßigkeit seiner Regierung in Zweifel kommen konnte, wie bei Heinrich I., der sich nicht krönen lassen wollte.

In diesem ursprünglichen Sinne hat sich nun das Kaiserthum von Gottes Gnaden zwar im Principe volle tausend Jahre unverändert behauptet, denn Papst und Kaiser sind aus dem seit Karl dem Großen sanctionirten Verhältnisse nicht wieder herausgetreten. Aber was in der Theorie für ewige Zeiten feststehen sollte, das bestand nicht auch die Probe im Leben, denn factisch fing diese Verbindung schon im 13. Jahrhundert, während der Befehung der Preußen, mit dem Hohenstaufen Friedrich II. an, sich zu lösen, um einem anderen Verhältnisse des Menschlichen zum Göttlichen Platz zu machen. Und als hierauf das Reich an die Habsburger gelangte, war die theokratische Verfassung bereits in ihren Grundfesten erschüttert. Der Nationalgeist der Völker war erwacht, die heimathlichen Angelegenheiten nahmen das praktische Interesse vorzugsweise in Anspruch, und mit der Machtfülle des römischen Kaisertitels hatte auch der Kaiser von Gottes Gnaden in Deutschland seine Zauberkraft verloren. Die Reformation brachte die mittelalterliche Weltordnung zum Sturze, und seit Karl V. hat daher kein deutscher Kaiser mehr die Krone aus den Händen des Papstes zu Rom empfangen. Seine Nachfolger führten nur noch den Titel „erwählter römischer Kaiser“, sie führten den Titel bis zur Auflösung des Reiches fort, wo endlich mit der Sache auch der Name aus der deutschen Geschichte verschwand. Seit der Reformation hat der Titel „von Gottes Gnaden“ die protestantische Bedeutung im Staatsleben angenommen.

2) Der preussische König von Gottes Gnaden. Im Gegensatz zu der äußeren Haltung des Katholicismus und der hierarchischen Priesterschaft warf sich Luther eben so entschieden auf den inneren Menschen, um sein Heil in der unsichtbaren Kirche des Geistes zu suchen. Hier begegnete er dem Begriffe der Gnade Gottes im Sinne des Apostel Paulus, und als solche mußte sie im religiösen Bewußtsein des Reformators die Hauptrolle spielen. Er fand nun seinerseits an der innern Gnade die Vermittelung zwischen Gott und dem Menschen, welche vom Glauben ergriffen, in der Sphäre des protestantischen Geistes an die Stelle der substantziellen Gnadenmittel des Katholicismus treten sollte. Daher auch seine Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Christen, mit der er den hierarchischen Priesterstand und seine äußeren Gnadenspendungen beseitigte, indem nun das Individuum als solches mit Christus, dem Hohenpriester in Ewigkeit, unmittelbar in religiöse Verbindung gesetzt war. So ergoß sich nach protestantischem Bekenntnisse die Gnade in den innern Menschen, und ohne vermittelnde Priesterschaft.

Auf das Staatsleben übertragen, führte diese Gnadenlehre zu denselben Consequenzen. Auch der protestantische Fürst bedurfte nun, um von Gottes Gnaden zu sein, nicht erst der Salbung und Krönung durch einen Priester, der ja ohnehin nicht mehr existirte; er hatte in gleichem Sinne seine höhere

Würde unmittelbar von Gott selbst. Wie das Individuum in der Innerlichkeit des Gewissens sein eigener Priester war, so fiel nach denselben Religionsbegriffen das Hohepriestertum mit der Landeshoheit zusammen. Der Landesfürst war zugleich der Landesbischof, und als solcher setzte er selbst sich selbst die Krone auf's Haupt. Das ist die göttliche Einsetzung, die Luther vom Papstthum auf die weltliche Obrigkeit verlegte; sie trug ein Großes dazu bei, die fürstliche Gewalt zu steigern und selbst in ihrer Ueberhebung zu heiligen.*) Die Reformation, welche das Autoritäts-Princip aus der sichtbaren Kirche in den innern Menschen verpflanzte, führte allerdings zur Beseitigung der Priesterherrschaft, hatte aber dafür als Aequivalent die Steigerung der Fürstengewalt in so hohem Grade zur Folge, daß in der neuen Kirche auch gleich schon ein „neues Papstthum“, wie man es Luthern so gerne zum Vorwurf machte, im Anzuge war.

Dieser Cäsaropapismus im Kleinen, der aus der Zerspaltung des Papstthums und Kaiserthums auf protestantischem Boden entstand und namentlich in Deutschland in hunderterlei Gestalten von Souveränitäten aufsproßte, führte nun aber auch zu Mißbräuchen mit dem modernen Gottes-Gnaden-Titel, wie sie jenseit der Reformation noch nicht dagewesen waren. Die Fürsten verzehnten sich jetzt hinter dem subjectiven Sinne der neuen Gnadenlehre, pochten auf ihre übermenschliche Stellung und fanden darin die Berechtigung zu einer Species von Absolutismus, die sie selbst als Vasallen des Kaisers aus eigener Erfahrung nie kennen gelernt hatten. Mit dem „verwerflichen Götzendienste vieler katholischer und nichtkatholischer Fürsten“, die nach der letzten Kaiserkrönung durch den Papst anfangen, sich aus eigener Autorität von Gottes Gnaden zu nennen, ist daher die maßlose Selbstüberhebung einiger mittelalterlicher Kaiser, Friedrich II. nicht ausgenommen, der Qualität nach gar nicht zu vergleichen. Im Zeitalter Ludwig's XIV. stand diese absolute Monarchie in ihrer vollen Blüthe, das göttliche Recht der Fürsten hatte die Menschenrechte der Völker verschlungen, und das übelberüchtigte „l'état c'est moi“ deckte endlich den Mißbrauch monarchischer Willkür in seiner ganzen Bösartigkeit auf. Da erfolgte der Rückschlag. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts warf die Ideen des modernen Naturrechtes unter die Völker, und alsbald entspann sich der Kampf mit dem geschichtlichen Rechte der Vergangenheit.

Die katholischen Fürsten befanden sich bei dieser verhängnißvollen Wendung in der abnormen Stellung, daß die Unumschränktheit ihres subjectiven Willens mit dem objectiv gehaltenen Wesen ihrer Religion in gar keiner reellen Verbindung mehr stand. An diesem Zwiespalte sind daher in England die Stuarts wie in Frankreich die Bourbonen zu Grunde gegangen. Dagegen hatte sich auf protestantischer Seite, wo auch die Kirche in die Innerlichkeit des Subjectes herübergetreten war, das Verhältniß ungleich natürlicher und normaler gestaltet, und es fehlte hier nur noch der Einzige, der da kommen sollte, um die Verbindung des Menschlichen mit dem Göttlichen im Geiste der neueren Zeit zu verwirklichen, wie sie im Mittelalter grundsätzlich zwischen Kaiser-

*) Gervinus Einl. in die Gesch. des 19. Jahrh. S. 50.

thum und Papstthum bestanden hatte. Und er kam im rechten Momente. Es war der Kurfürst von Brandenburg, der nicht ohne providentielle Schickung gerade in dem verrufenen Zeitalter Ludwig's XIV. zum Könige von Preußen werden sollte, um das theils verbrauchte, theils gemißbrauchte Autoritäts-Princip auf normale Weise wieder zur Anerkennung zu bringen. Das römische Kaiserthum hatte in Deutschland durch den westfälischen Frieden den Zauber seines theokratischen Regimentes eingebüßt, und eine Provinz nach der andern wurde dem Reiche entzissen; das moderne Königthum von Gottes Gnaden war in seinem Uebermuthe zum verwerflichsten Götzendienste ausgeartet und schwelgte auf Kosten der unterdrückten Völker: da erfolgte die Krönung des Hohenzollern, um der Ohnmacht des einen wieder aufzuhelfen, und der Allmacht des andern in den Weg zu treten.

Das der König von Preußen im Norden, wie ehemals der römische Kaiser im Süden, auf den Leuchter gestellt worden, um das Verhältniß des Nationalen zum Religiösen auf normale Weise zu ordnen, diese Thatsache pflegt man, nur anders ausgesprochen, sonst wohl anzuerkennen und rühmlichst hervorzuheben, weil man sich gestehen muß, daß Preußen, wo schon seit der Ankunft der Hohenzollern Fürst und Volk organisch miteinander verwachsen sind, nur durch den Absolutismus seiner Könige groß geworden ist. Es dürfte daher bei den gegenwärtigen Verwirrungen über die Rechte der preussischen Krone und des preussischen Volkes an der Zeit sein, dem Absolutismus der preussischen Könige, der allerdings nicht gewöhnlicher Art ist, einmal auf den Grund zu sehen, um darüber in's Reine zu kommen, was er Anfangs gewesen, und was er jetzt, nachdem die Verfassung zwischen König und Volk getreten, immer noch sein und bleiben muß, wenn die preussische Königswürde in der That sein soll, was sie wirklich ist, die Fortsetzung der deutschen Kaiserwürde. Zu dem Zwecke wird nun zu untersuchen sein, was denn die Krönung Friedrich's I. im Jahre 1701 unter den damaligen Zeitverhältnissen eigentlich zu bedeuten hatte, und was Wilhelm I. Angesichts der jetzigen Weltlage im Jahre 1861 zur Wiederholung derselben veranlassen mußte.

VII. Preußen und die Philosophie.

Die noch unfertige Lehre der Reformatoren, mit der es zunächst nur um die Anerkennung des neuen Princips zu thun war, konnte nach der Abgeschlossenheit des Katholicismus nur mit Hülfe der neueren Philosophie, welche gleichzeitig aus dem Selbstbewußtsein des germanischen Geistes aufstauhte, ihrer religiösen und politischen Bestimmung entgegengeführt werden. In diesem Punkte blieb dem Protestantismus keine Wahl, er mußte sich dem Entwicklungsgange des modernen Gedankens anschließen. Und er hat gethan, was er nicht lassen konnte. Um zur wissenschaftlichen Fassung seines Paulinischen Lehrbegriffs vorzudringen, hat er sich der Genesis der neueren Philosophie angeschlossen und die vielfarbigen Metamorphosen ihrer Systeme der Reihe nach gründlich mit durchgemacht. Diese Zusammengehörigkeit des protestantischen Geistes mit der Vernunft-Philosophie der germanischen Nation liegt in der Natur der Sache. „Die neuere Philosophie ist Protestantismus in der Sphäre des Geistes, und die Geschichte derselben ist die in der zeitlichen Erscheinung sich manifestirende Entwicklung der im Protestantismus enthaltenen Momente.“ *)

Und es war auch hier kein Werk des Zufalls, daß die Philosophie der Germanen, die bis dahin nur in Frankreich und England gepflegt worden, erst gleichzeitig mit der Erhebung der Hohenzollern zur Königswürde anfang auf deutschem Boden sich zu erheben. Sie wurde jetzt zur deutschen National-Philosophie, und ist seitdem in Deutschland einheimisch geblieben. Und wo hat sie sich häuslich niedergelassen? Bei welchem Volke hat sie gastliche Aufnahme gefunden? In — Preußen, im Staate der Intelligenz, wo sie Sitz und Stimme erhalten sollte, hat sie ihre Metropole aufgeschlagen. Alle namhaften deutschen Philosophen, vom ersten bis zum letzten, gehören entweder schon von Geburt dem preussischen Staate an, oder haben doch in Preußen gelehrt, eine Thatsache, die allein schon an eine „Solidarität zwischen der Philosophie und dem preussischen Wesen“ zu glauben berechtigt.

Mit den Hohenzollern hat also auch die deutsche Philosophie in Preußen den Thron bestiegen. Und die Verbindung der Könige von Preußen mit der Königin der Wissenschaften, die sich sonst nicht wiederfindet, ist so inniger Art, daß man unwillkürlich an den absonderlichen Ausspruch, den Plato dem So-

*) Erdmann, Philos. des Cartes. S. 99.

frates in den Mund legt, erinnert wird: es müßten entweder die Könige zu philosophiren, oder aber die Philosophen zu regieren anfangen, wenn der Idealstaat zur Wirklichkeit werden soll. Nun denn, in Preußen ist beides geschehen! In Preußen, in der Urheimath der germanischen Nation, wo die Gemüther stets unempfänglich für die Traditionen aus dem romanischen Süden geblieben, hat die Philosophie vom Jahre 1701 bis zum Jahre 1861 die Herrschaft geführt, denn von Friedrich I. bis auf Wilhelm I. ist in diesem einzig gearteten Staate die Theorie des denkenden Philosophen mit der Praxis des regierenden Königs Hand in Hand gegangen. Sieben preussische Könige erscheinen in diesem Zeitraum unter dem inspirirenden Einflusse von sieben deutschen Philosophen, — und zu diesen gehört auch der „Philosoph von Sanssouci“, — und in dem Maße, als der rationelle Gedanke sich kräftigt und zum absoluten Gedanken sich ausdehnt, wird er auch zur That und treibt Preußen vorwärts in die Reihe der europäischen Großmächte. Das ist das lehrreiche Kapitel von der wissenschaftlichen Bestimmung Preußens in Deutschland, dem dieser originelle Staat seine moralischen Eroberungen zu verdanken hat. Den merkwürdigen Entwicklungsgang der preussischen Geschichte während der Königsperiode, der wohl geeignet wäre, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, gedenken wir bei einer andern Gelegenheit specieller vorzulegen; wir beschränken uns diesmal auf die Zeiten des ersten und des letzten Preußenkönigs, um die Nothwendigkeit der Krönung, für jenen am Anfange, für diesen am Ende der deutschen Philosophie, aufzuzeigen.

1) Friedrich I. am Anfange der Philosophie. Kaum ist Preußens Königsthron errichtet, so wird Leibniz, der erste Philosoph auf deutscher Erde und der größte Philosoph seiner Zeit, Stifter und Präsident der Akademie in der preussischen Hauptstadt, und von der Philosophie inspirirt, setzt sich der Staat der Intelligenz in Bewegung, um seinen moralischen Eroberungszug in Deutschland anzutreten. Aber was hat denn die speculative Weltanschauung des ersten deutschen Philosophen schon gleich mit dem monarchischen Regierungssysteme des ersten preussischen Königs gemein? Offenbar sehr viel.

Cartesius eröffnete die neuere Philosophie mit der Frage nach dem Wie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele im Menschen, und die Versuche, den Causalnerus heterogener Substanzen, der damals viel Kopfbrechens machte, zu erklären, hatten schon zu mancherlei Hypothesen geführt, als Leibniz die Frage in die Hand nahm, um sie mit einer originellen Antwort zu beschenken. Der deutsche Philosoph stellte sich zwischen die Extreme seiner Vorgänger, um den schroffen Dualismus des Cartesius mit der absoluten Identitätslehre des Spinoza zu versöhnen, und seinem Scharfsinne gelang es, eine Weltanschauung zu erdenken, der zufolge das Causalverhältniß der beiden endlichen Substanzen in der ihnen übergeordneten Gottheit ihre Vermittlung finden sollte. So kam er auf das System der Monadenlehre und der harmonia praestabilita, wornach Leib und Seele von der Schöpfung her durch die Allmacht und Weisheit Gottes, von dem sie abhängig bleiben, dergestalt zu einer harmonischen Weltordnung eingerichtet worden, daß sie in ihren Causalwirkungen durchgängig mit einander übereinstimmen. Die absolute Monade unterhält, nach beiden Sei-

ten hin einwirkend, die zwischen Leib und Seele prästabilierte Harmonie in der Welt. Das ist der Grundgedanke der Leibnizischen Philosophie, und diese vermittelnde Theorie liegt ja auffällig auch dem neuen Regierungssystem des ersten Preußenkönigs zu Grunde. Wir werden diese Behauptung geschichtlich rechtfertigen.

Ist der Staat zunächst auf das leibliche Dasein des Menschen angewiesen, wie die Kirche ihrerseits das Heil der Seele zu besorgen hat, dann sind beide, um ihre Beziehungen zu einander zu ordnen, an dem Schicksale der philosophischen Frage, bei der wir stehen, offenbar sehr wesentlich theilhaftig.

Denn nach den verschiedenen Lösungsversuchen dieses Problems, welches sich um die Doppelwestigkeit des Menschen dreht, muß sich, wenn sie in's Leben eingreifen sollen, nothwendig auch das Verhältniß des Politischen zum Religiösen anders gestalten. Das bezeugt auch die Geschichte seit der Krönung Friedrich's I. Es können nämlich die speculativen Versuche, das vorliegende Problem zu lösen, überhaupt dreifacher Art sein, und diese finden sich in jener Zeit auch praktisch zur Regelung des Wechselverhältnisses zwischen Staat und Kirche verwirklicht. Sie sind im protestantischen Norden unter die drei Großmächte vertheilt, welche mit dem 18. Jahrhundert anfangen, in den Vordergrund der Geschichte zu treten, um gegen die drei Großmächte des mittelalterlichen Südens vorzudringen. So hat sich damals England auf das eine und Rußland auf das andere Extrem geworfen, während Preußen, beiden Seiten verwandt und zugethan, den der deutschen Nation angewiesenen Mittelweg betreten. Diese Thatsache ist überraschend. Bei der Erhebung der Hohenzollern zur Königswürde sehen wir im Norden, wie nach einem verabredeten Plane, ein dreigliedriges Verhältniß zwischen Staat und Kirche eingeleitet, welches England gegen Frankreich, Rußland gegen die Türkei und Preußen gegen Oesterreich in Bewegung setzt, um die politischen und religiösen Zustände Europa's von Grund aus umzugestalten. Und dieser colossale Weltplan der Geschichte ist nunmehr seiner Verwirklichung nahe. Fassen wir daher, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, die sociale Triplicität des Nordens etwas näher in's Auge.

A. Bekennt sich die Theorie zum schroffen Dualismus, dann setzt sie den Menschen aus zwei heterogenen Substanzen mechanisch zusammen und läugnet die Möglichkeit aller Wechselwirkung. Und wie nun im Bewußtsein des Individuums Leib und Seele auf zwei Seiten stehen, so treten gleicher Weise im Gesamtleben des Volkes auch Staat und Kirche unvereinbarlich auseinander, und an ein gedeihliches Ineinandergreifen ist nicht zu denken. In diesem Zustande socialer Selbstentzweiung befindet sich England, wo nach der Weltanschauung des Cartesianismus Staat und Kirche als zwei in sich abgeschlossene Corporationen heterogener Art einander nichts mehr angehen. Dazu kommt die rein sensualistische Denkweise der englischen Philosophie, die seit Locke die menschliche Seele zu einer der Erscheinungswelt zugekehrten tabula rasa degradirt und sich von allen höhern Ideen, die den Menschen über den Bereich des Materiellen erheben, entschieden losgesagt hat. Und dieser empirischen Denkweise entsprechend, hat sie denn auch eine allen religiösen Einwirkungen unzugängliche Rechtsanschauung zu Tage gefördert. Daher der profane Charakter des englischen Staatslebens, welches sich lediglich in den Niederungen des materiellen

Daseins zu schaffen macht; daher der speculative Handelsgeist der englischen Politik, die sich jeden Causalnerus mit der englischen Kirche, welche ihrerseits auch bis zur Geistlosigkeit erstarrt ist, ein für allemal verbittet. Und daher endlich auch das schroff dualistische Verhältniß des Königs von England zu seinem Volke, indem dieser König, als Oberhaupt des Staates und der Kirche zugleich, doch aller höhern Autorität entkleidet, keinerlei Einwirkung von oben herab sich erlauben darf. Die Seele des Königs von England ist auch nur eine tabula rasa, auf welche die parlamentarische Regierung ihre Gesetze niederschreibt, so daß der König, nachdem er sein dreimaliges Veto fruchtlos ausgespielt, schließlich doch zu den Beschlüssen der Volkssouveränität Ja sagen muß. Und seit wann besteht dieses dualistische Verhältniß zwischen Staat und Kirche, und was damit zusammenhängt, in England? Es hat sich erst nach der Ausrottung der Stuarts, die von der religiösen Bedeutung des Autoritäts-Princips nicht lassen mochten, bleibhaft festgestellt, und zwar durch Wilhelm von Oranien, der — gleichzeitig mit der Erhebung der Hohenzollern zur Königswürde auf den englischen Thron gelangte. Und seitdem England zu dieser Regelung seiner socialen Zustände gekommen, hat es sich riesenmäßig erhoben und rivalisirt mit Frankreich auf dem Felde der europäischen Politik bis zu dieser Stunde.

B. Um den Unthunlichkeiten des Dualismus zu entgehen, glaubte inzwischen ein Anderer die Lösung des Problems in der Identität der beiden Substanzen finden und demgemäß alle wesentliche Unterschiede des endlichen Daseins in der absoluten Gottsubstantz aufheben zu müssen. Das that Spinoza, der durch diesen speculativen Gewaltstreich das individuelle Fürstchsein des Menschen in Gott vernichtete, um die Philosophie dem Pantheismus zu überliefern. „Ihm hören Seele und Leib auf, besondere, jedes ein für sich seiendes Ding zu sein. Den Dualismus, der im Cartesianischen System vorhanden ist, hob Spinoza also vollends auf, — ein Jude. Denn diese tiefere Einheit seiner Philosophie, Unendliches und Endliches identisch in Gott, nicht als einem Dritten, ist ein Nachklang des Morgenlandes“ *). Der Einfluß dieser absoluten Theorie auf das Wechselverhältniß zwischen Staat und Kirche liegt auf der Hand, und Spinoza hat ihn schon selbst in seinem tractatus theologicopoliticus hinlänglich gekennzeichnet. Sind Leib und Seele, ohne ein selbstständiges Dasein zu haben, in der absoluten Gottsubstantz identisch, dann fällt auch das Staatsleben mit dem Leben der Kirche im Principe unterschiedslos zusammen, und der Cäsaropapismus, wie ihn der Selbstherrscher aller Reußen, nach dem großartigsten Maßstabe angelegt, für seine absolute Person in Anspruch nimmt, ist das nicht zu umgehende Regierungs-System, welches so zu sagen aus der Allgewalt der göttlichen Natur nach beiden Seiten hin von oben herab entscheidet. Das wäre also das andere Extrem unserer socialen Frage, denn hier erscheint, den constitutionellen Freiheiten der englischen Volksherrschaft gegenüber, das Leben in der Gestalt des unumschränktesten Absolutismus göttlicher Abkunft und Art. Wir stehen hier vor den slavischen „Massen, die von

*) Hegel. Gesch. der Philos. 3. Th. S. 332.

Einem Glauben zusammengehalten, dessen alleiniges Haupt, der Zar, alle weltliche und geistliche Macht in jenem furchtbaren Verbande besitzt, der von den Universalherrschern des Westens so eifrig gesucht ward.“*) Und seit wann steht Rußland unter diesem morgenländischen Regierungs-Systeme? Wir wollen gerade nicht behaupten, daß Peter der Große es aus Holland, dem damaligen Siege des Spinozismus, mit nach Hause gebracht habe; aber von nicht gewöhnlichem Interesse ist doch die Thatsache, daß dieser Zar — gleichzeitig mit der Erhebung des Hohenzollern zum Könige von Preußen und des Prinzen von Dänien zum Könige von England als erster Kaiser aller Reußen den Thron bestiegen hat, um das dem National-Charakter seiner Völker entsprechende absolute Verhältniß zwischen Staat und Kirche nach der Idee des Cäsaropapismus zu ordnen. Und nun hat auch Rußland die Richtung seiner großartigen Politik gefunden, und es winkt ihm das Ziel aus der Ferne, denn mit dem frankten Manne in der Türkei geht es, seitdem Peter der Große sein Testament gemacht, zusehends bergab.

C. Es steht aber der Wissenschaft, und darum auch dem Leben, noch ein dritter Weg offen, der den vorgenannten Extremen zugleich ausweicht. Es ist die der germanischen Nation zwischen den Romanen und den Slawen eigenthümliche Weltanschauung, die Vermittlung der beiden Naturen zur persönlichen Einheit des Göttlichen mit dem Menschlichen. Nach dieser Theorie hat sich die Staats- und Kirchengeschichte der Deutschen grundsätzlich gestaltet. Auf sie stützte sich im katholischen Mittelalter das Wechselverhältniß zwischen Papstthum und Kaiserthum, geordnet seit Karl dem Großen durch die Personaleinheit der beiden Autoritäten, die man sich nach dem Vorbilde des im Gott-Menschen vereinigten Priesterthums mit dem Königthum dachte, und im Zeitalter des deutschen Protestantismus hat dieses Verhältniß an der Verbindung zwischen Preußen und Brandenburg unter dem Könige von Gottes Gnaden seit dem Hohenzollern Friedrich I. seinen normalen Ausdruck gefunden. Daher das in unsern Tagen, nachdem der Thron der Hohenzollern mit constitutionellen Einrichtungen umgeben worden, so wenig noch verstandene persönliche Verhältniß des Königs von Preußen zu seinem Volke, welches in der vorbezeichneten Zwischenstellung weder nach der Unumschränktheit des russischen Absolutismus, der die Persönlichkeit der Völker vernichtet, noch auch nach den liberalen Institutionen der englischen Volksherrschaft, die den König als eine unpersönliche Größe auf die Seite stellt, ausgedeutet werden darf. Es ist ein Verhältniß ganz einziger Art, ein Verhältniß des Hauptes zu den Gliedern seines Leibes, im Paulinischen Sinne des Wortes gedacht, und als solches aus der Wachsthümlichkeit der deutschen Staats- und Kirchengeschichte entsprossen. Aus diesem allein zulässigen Gesichtspunkte betrachtet, hat die preussische Königswürde eine religiöse Bedeutung, ohne darum jemals die absolute Rolle des Cäsaropapismus übernehmen zu können, und das preussische Volk ist ein freies Volk, wenn ihm auch unter seinem Könige von Gottes Gnaden keine parlamentarische Regierung zu Gebote

*) Servinus, a. a. D. S. 160.

steht. Und seit wann hat sich dieses persönliche Verhältniß zwischen König und Volk in Preußen principiell festgestellt? Seit dem Könige Friedrich I., in jenem entscheidenden Momente der europäischen Geschichte, als sich Rußland zu dem einen und England zu dem andern Extrem bekannte. Und wie diese an ihren mittelalterlichen Antipoden, so hat nun auch das zu seinem Principe gekommene Preußen an der sinkenden Macht Oesterreichs das Object seiner Zukunfts-Politik in Deutschland vor Augen.

Und der erste deutsche Philosoph war es, der dem ersten Preußenkönige den dem germanischen Nationalcharakter allein zusagenden Weg der Vermittlung des Politischen mit dem Religiösen zeigte, um das vereinigte Brandenburg-Preußen seiner Bestimmung für Deutschland entgegen zu führen. Friedrich I., der die neue Laufbahn der Hohenzollern eröffnete, vermittelte den Dualismus der beiden Kernprovinzen dadurch, daß er nach der glänzenden Theorie des Leibnizischen Systems, „welches eine Harmonie zwischen dem Reiche der Natur und der Gnade in der göttlichen Weltregierung gestiftet“, das monarchische Princip von Gottes Gnaden auf den Thron setzte, und wie der Philosoph von der absoluten Monas, so als Oberhaupt des Staates und der Kirche von seiner souveränen Stellung aus eine Harmonie zwischen dem brandenburgischen Nationalstaate und dem preussischen Kirchenstaate prästabilierte, welche, aus dem protestantischen Königsberg über ganz Deutschland sich ausbreitend, dereinst zur religiösen Wiedervereinigung mit dem katholischen Rom und so zur Wiederherstellung der nationalen Einheit führen mußte. Das waren die großartigen Hoffnungen, die der Geist der deutschen Geschichte schon damals an die Einzigkeit der preussischen Königswürde heftete: und von Leibniz bis auf Hegel sind die Könige mit den Philosophen im Bunde auf dem vorgezeichneten Wege zur moralischen Eroberung Deutschlands fortgeschritten.

Auch Leibniz, der sich der weittragenden Consequenzen seiner vermittelnden Weltanschauung klar bewußt war, hat in diesem Sinne die Geschichte seiner Zeit als Vorboden einer bessern Zukunft verstanden. Das beweist schon der Versuch, den er mit dem Bischof Bossuet zur Wiedervereinigung der beiden Confessionen zehn Jahre lang fortsetzen zu müssen glaubte. Freilich konnte dieser Einigungsversuch damals noch nicht gelingen, weil die deutsche Philosophie das Problem der Wechselwirkung für Preußen noch nicht gelöst hatte. Auch ein Leibniz konnte mit dem ganzen Aufwande seines Scharfsinns eine Frage nicht über's Knie brechen, die erst auf wissenschaftlichem Felde noch alle Möglichkeiten durchzumachen hatte, um zu ihren tiefsten Principien vorzudringen. Das ist nunmehr geschehen. Hegel hat den Cartesischen Dualismus in letzter Instanz abgefertigt, er hat das Problem in absoluter Weise gelöst, und der genetische Entwicklungsproceß der neuern Philosophie ist, zunächst im Bereich des rationellen Gedankens, zum Abschluß gelangt. Und der Staat der Intelligenz hat mit der Wissenschaft gleichen Schritt gehalten, und jener steht mit dieser vor demselben Ziele. Denn gleichzeitig mit dem absoluten Wissen des letzten deutschen Philosophen hat auch das preussische Königthum den Culminationspunkt seiner nationalen und religiösen Bestimmung für Deutsch-

land erreicht, und — die Hohenzollern stehen abermals vor einer neuen Laufbahn. Daher die Wiederholung der Krönung von 1861.

2) Wilhelm I. am Ende der Philosophie. Hegel hat die deutsche, wie Aristoteles die griechische Philosophie zum Ziele geführt, und auf dem seit Kant betretenen Wege der reinen Vernunft ist schlechterdings nicht weiter zu kommen. Was also nun? Wenn die Philosophie sich erschöpft hat, wenn sie über den Hegelschen Standpunkt des absoluten Wissens keinen Schritt hinaus kann, wird dann nicht auch seit Friedrich Wilhelm III. die preussische Königsgeschichte, nachdem ihr die Triebkraft des Gedankens ausgegangen, zum Stillstande verurtheilt sein? Das würde allerdings ihr unvermeidliches Loos sein, wenn das Stillstehen die einzige Möglichkeit wäre, die man am Ende einer zurückgelegten Laufbahn ergreifen könnte. Nun bleibt aber doch immer noch eine zweite Möglichkeit denkbar, und die ist unter Friedrich Wilhelm IV. bereits zur Wirklichkeit geworden. „Die Wissenschaft muß umkehren!“ —

Kaum hatte der letztgenannte König den Thron der Hohenzollern bestiegen, als auch schon der Philosoph, der für die außergewöhnliche Situation aufgespart war, auf Hegel's Katheder berufen wurde, um dem absoluten Wissen die Spitze abzubreaken. Und nur dieser Eine fehlte uns noch, der geniale Schelling. Endlich kam auch er, und abermals besaß Preußen, wie es seit Leibniz zur Regel geworden, unter den lebenden Philosophen den größten. Am 15. November 1841 hielt der neue Staatsphilosoph seine erste Vorlesung in Berlin, und da konnte man gleich schon vernehmen, was seine Erscheinung „in dieser Metropole der deutschen Philosophie“ eigentlich zu bedeuten habe.

Schelling war nicht gekommen, die absolute Philosophie seines Vorgängers in Preußen außer Function zu setzen, „sondern eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft ihr hinzuzufügen.“ Das war der Zweck seiner Erscheinung in Berlin. Ihm war die Aufgabe zugefallen, „die negative Philosophie“, die bis dahin allein geherrscht, durch eine „positive Philosophie“, die nun nothwendig geworden, zu ergänzen, um das, was Hegel durch jene aufgelöst, durch diese wieder aufzubauen. Und das Verlangen nach dem Positiven war es ja auch, welches den Rechtsphilosophen Stahl veranlaßt hatte, der Wissenschaft zum Rückzuge zu blasen. So stehen wir denn endlich vor der merkwürdigen Wendung in der preussischen Geschichte, deren Folgen sich testamentarisch auf die Regierungszeit Wilhelm's I. vererbt haben. Schon darum dürfen wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen. Zudem aber ist auch die Einsicht in das zwieträchige Verhältniß der Schellingschen Lehre zur Hegelschen ganz unentbehrlich zur Charakteristik der beiden Hauptparteien, die sich seit jener Zeit in Preußen die Herrschaft streitig machen. Wir werden daher zeigen müssen, wie auch der Geist des allerletzten deutschen Philosophen, mit dem Preußen am Ende des rationellen Gedankens, wie in der Wissenschaft, so im Leben, zum Positiven umkehren soll, noch in unsere socialen Zustände gefahren ist.

Zu dem Zwecke interessiert uns aber zunächst die Absonderlichkeit, daß die negative Philosophie Hegel's, als in ihrer Art auch berechtigt, mit der positiven, die Schelling hinzugefügt, unangetastet fortbestehen soll. „Die ne-

gative soll ihre selbstständige Stellung nicht verlieren“, diese Versicherung wurde den Hegelianern ausdrücklich gegeben. Und so ist es denn gekommen, daß Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. zwei von Grund aus sich widerstreitende, aber dennoch gleichzeitig anerkannte Philosophieen im Lande hatte, die Schellingsche „Hosphilosophie“, wie sie genannt wurde, weil sie dem herrschenden Regierungssysteme die Leuchte vorantrug, und den in den Hintergrund gedrängten Hegelianismus, der sich unter Friedrich Wilhelm III. der denkenden Köpfe ringsumher bemächtigt hatte und durch eine gelungene Popularisirung seiner tief sinnigsten Ideen politischen und religiösen Inhaltes zur preussischen Volksphilosophie geworden war.

Der ungeheuerliche Widerspruch der beiden Denkweisen, mit denen Preußen damals, und zwar zum ersten Male, in seinen eigenen Eingeweiden wühlte, konnte natürlich auch im Leben keine musterhafte Uebereinstimmung der Gemüther zur Folge haben. Hier kam es daher zu denselben Zerwürfnissen, und es ereignete sich, was nicht ausbleiben konnte. Die preussische Monarchie, aus dem Geiste der Hohenzollern wie ein Werk aus Einem Gusse entsprungen, spaltete sich gleich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. in zwei Hauptparteien, und wie in der Schule positive und negative Philosophen miteinander zankten, so geriethen nun auch im Leben Conservative und Demokraten hintereinander und stritten, abwechselnd bald gehoben und bald wieder gestürzt, um die Herrschaft. Dieser Zwiespalt der Theorieen enthält den Schlüssel zum Verständnisse der stürmischen Geschichte Preußens unter der vorigen Regierung, die von den entgegengesetztesten Staatslehren zugleich in Anspruch genommen, zu wiederholten Malen aus einer extremen Rechtsanschauung in die andere überschlug. Wir haben diese Wechselfälle, die als Selbst-erlebtes noch im frischen Angedenken sind, nur des Folgenden wegen kurz zu berühren.

Im August 1840 begab sich der neue König nach Preußen, um, herkömmlicher Sitte gemäß, in Königsberg die Huldigung der Stände entgegenzunehmen. Diese hatten aber bereits beschlossen, um die Gesamt-Verfassung zu bitten, welche durch die königl. Verordnung vom 22. Mai 1815 in Aussicht gestellt worden. Das war die nächste Veranlassung zum Ausbruch des Conflictes, der von jetzt an Preußen in Bewegung halten sollte. Zwar wurde der Landtags-Abschied immer noch günstig ausgelegt, und der König soll, nach einer Aeußerung des Hrn. v. Radowiz, auch gar nicht abgeneigt gewesen sein, die Verfassung zu bewilligen. Am 4. October erfolgte indeß die ablehnende Antwort. Eine spätere Eröffnung war noch bestimmter, denn der König erklärte, daß er die modernen Staats-Verfassungen als undeutsch und dem Grundsatz der „Gleichmachei“ huldigend, verwerfe, dagegen entschlossen sei, die ständische Gliederung aufrecht zu halten. Die Conservativen behielten also vorerst die Oberhand, die Volks-Partei war mit der Verfassungsfrage zurückgedrängt.

Friedrich Wilhelm IV. bekannte sich, man muß sagen, wörtlich zu den politischen Ideen seines Staatsphilosophen, der auf das moderne Verfassungswesen auch nicht sonderlich zu sprechen war. „Einen solchen Staat, lehrte

Schelling, nennen sie Vernunftstaat, wo aber offenbar die Vernunft des Einzelnen gemeint ist, was nämlich diesem zusagt und genehm ist. Daß sie den Staat von dieser menschlichen subjectiven Seite herleiten, sieht man ja daraus, daß sie Staaten und Verfassungen machen zu können glauben, und zu diesem Ende selbst Verfassung gebende Versammlungen zusammenrufen.**) In diesem Geiste sind auch Stahl's politische Schriften aus jener Zeit abgefaßt, namentlich die über „das monarchische Princip“, welche 1845 erschienen, als sich das Gerücht verbreitete, „daß nun doch in dem Königreich Preußen eine bedeutende Veränderung bevorstehe.“ Da brachte Stahl der preussischen Regierung wieder in Erinnerung, wie sie „das Problem ständischer Verfassung unter monarchischem Princip“ zu lösen habe. Und die kleine, aber mächtige Partei behielt abermals die Oberhand.

Aber die Zeiten änderten sich plötzlich, denn es geschah, was Niemand erwarten konnte. Die stürmischen Märztage von 1848 waren hereingebrochen, und die längst in der Geburt begriffene Volkspolitik kam in allen möglichen Gestalten zur Welt. Diese burschikose Politik, die in der deutschen Geschichte noch nicht dagewesen, bekannte sich nun wirklich und ohne Ceremonie zu dem Grundsatz der Gleichmacherei; sie machte die Runde durch ganz Deutschland, und trat auch vor den Königsthron der Hohenzollern. Und was sollte man jetzt in Preußen erfahren? „Man wurde nun inne, daß man sich von einem mißverstandenen metaphysischen Satz, den man als unbedingte Billigung des Stabilitätsprinzips ausgelegt hatte, habe verleiten lassen, einer Philosophie Vorschub zu leisten, deren Dialektik nothwendiger Weise in einem Zersehen alles Positiven enden müsse.“***) Man mußte sich jetzt überzeugen, daß der Hegelianismus, dessen nivellirende Denkweise beim Volke in Fleisch und Blut übergegangen war, allerdings unter Friedrich Wilhelm III. den Absolutismus momentan begünstigen konnte, aber doch für eine absolute Autorität, die unter allen Verhältnissen heilig und unantastbar wäre, in der Alles gleichmachenden Dialektik seines Identitäts-Systems keinen Begriff habe. Der Weltgeist der negativen Philosophie fing daher an aufzuräumen, denn das ist überhaupt seine Art. Es ist der allgemeine Geist, „der in der Geschichte der Menschheit mit den Individuen spielt und den Korsen zum Kaiser macht und in St. Helena sterben läßt, dieser hat jenen Einzelnen für einen Moment erhoben. Man weiß ihn als ein solches Spielwerk des Schicksals, denn jeder kann Kaiser werden, und dennoch weiß man ihn auch als Gott, d. h. als etwas Absolutes.“****) Dieser Geist der Gleichmacherei war also, wie 1789, so auch 1848 wieder von Frankreich aus in Deutschland erschienen, um mit den Individuen zu spielen. Und so kam er denn auch nach Preußen, um sich an der monarchischen Stellung der Hohenzollern zu versuchen. Und warum sollte nicht auch dieser rocher de bronze vor der demokratischen Staatslehre noch weichen müssen? Hegel hatte ja längst gehörig vorgearbeitet. „Man fordert mit Unrecht objective Eigenschaften an dem Monarchen;

*) Schelling's Werke. 2. Abth. 1. B. S. 537.

**) Rotteck. Allgem. Gesch. 10. B. S. 68. 19. Aufl.

***) Erdmann. Natur oder Schöpfung? S. 33.

er hat nur Ja zu sagen und den Punkt auf das J zu setzen. Denn die Spitze soll so sein, daß die Besonderheit des Charakters nicht das Bedeutende ist. Diese Bestimmung des Monarchen ist vernünftig, denn sie ist dem Begriffe gemäß. *) So ist der Monarch zum „reinen Sein = Nichts“ geworden, er steht als die höchste Abstraction auf der dialektischen Spitze der Hegelschen Begriffs-Pyramide, und der Abgeordnete Jakob war es, der nun als Organ des Weltgeistes dem preussischen Volke an dem bekannten 8. Juni mittheilen konnte, „daß die Souveränität mit der Machtvollkommenheit in jenen Märztagen von den Fürsten gewichen, dagegen der Grundsatz der Volkssouveränität zur vollen Geltung gekommen sei.“ Der Vernunftstaat war fertig, die demokratische Partei hatte das Ruder in der Hand.

Auch zeigte sich erst recht, wess Geistes Kind die neue Staatsform für Preußen sein sollte, als man bei den Berathungen über die Gesamtverfassung auf die künftige Bedeutung des Königs zu sprechen kam. Man debattirte über den Titel des Königs, und der herkömmliche Zusatz „von Gottes Gnaden“ fand keinen Beifall mehr und wurde gestrichen. Preussisch war dieser Streich zwar nicht; aber er war „vernünftig“, und der König nun „seinem Begriffe gemäß.“ Doch waren Andere immer noch anderer Meinung, und zu diesen gehörte zufällig der König selbst. Friedrich Wilhelm IV., der sich Angesichts der Mission der Hohenzollern in den selbstgemachten Vernunftstaat überhaupt nicht recht schicken konnte, nahm daher am 18. October Gelegenheit, den Abgeordneten mit auffallend starker Betonung die angestammte Obrigkeit von Gottes Gnaden wieder in Erinnerung zu bringen, und weigerte sich entschieden, zu glauben, daß auch die Könige von Preußen nur da seien, um den Punkt auf das J zu setzen. Die Gemüther fingen nun an, sich abzukühlen, die Verfassung wurde revidirt und dergestalt abgeändert, daß der König sie endlich am 6. Februar 1850 beschwören konnte. Und es geschah mit den denkwürdigen Worten, die auch in unsern Tagen wieder vernommen worden: „In Preußen muß der König regieren, und Ich regiere nicht, weil es so Mein Wohlgefallen ist, Gott weiß es! sondern weil es Gottes Ordnung ist; darum aber will Ich auch regieren.“ Die persönliche Bedeutung der preussischen Königswürde war gerettet, der Zusammenhang mit der Geschichte der Vergangenheit wieder hergestellt.

Aber der radicale Zwiespalt der beiden Parteien, die seit 1840 auseinandergetreten, wollte eben so wenig weichen, wie der Hader der beiden Philosophen, von denen sie inspirirt waren. Die Lage der Dinge wurde in Preußen unnatürlich, sie wurde zuletzt unerträglich. Es mußte daher etwas Entscheidendes geschehen, und es geschah wirklich. Das Ministerium der rettenden That faßte den herzhaften Entschluß, den unbehaglichen Schwankungen des Staatsschiffes von oben herab ein Ende zu machen, und Herr v. Manteuffel erklärte an einem schönen Morgen denen, die es anging, die preussische Regierung habe mit der Revolution, auch mit der in Schlafrock und Pantoffeln gebrochen. Die Demokratie hatte ausregiert, Preußen war zu den conservativen Grundsätzen der Schelling-Stahlschen Rechtsanschauung zurückgekehrt.

*) Hegel. Philos. des Rechts. S. 365. nach der Ausgabe des Herausgebers C

In diesem Zustande verharrte Preußen bis auf die Erscheinung des Prinz-Regenten, und die neue Aera sollte ihren Anfang nehmen. Aber zwei Ereignisse von entscheidender Bedeutung waren es, welche den Kampf der beiden Parteien wieder anfachen und nun erst recht zu einem Principienkampfe entflammen mußten. In Italien, in der Heimath des Christenthums, kündigte das Nationalitäts-Princip dem Papste und dem Kaiser zugleich den Krieg auf Leben und Tod an, der Geist der Umsturzpartei durchzuckte mit einem Male die europäischen Völker vom Südpol bis zum Nordpol herauf, und deutete unzweideutig genug auf die Ankunft einer neuen Aera ganz anderer Art. Das Barometer der europäischen Geschichte zeigt seitdem auf Sturm und Wetter. Die germanische Nation aus dem preussischen Norden ist mit der christlichen Religion aus dem italischen Süden im tiefsten Grunde der Seele zerfallen, und wie durch einen chemischen Zerlegungs-Proceß gelöst, haben sich die beiden Factoren unserer kirchlichen und staatlichen Existenz in der modernen Gesellschaft vollends von einander ausgeschieden. Der Geist der negativen Philosophie, der das Wechselfieber der öffentlichen Meinung unterhält, hat die positive Substanz des öffentlichen Glaubens, und mit ihr das Autoritäts-Princip aller Art, von sich geworfen, — das ist das Entsetzliche der jezigen Weltlage, die in der bisherigen Geschichte der Germanen ihres Gleichen nicht hat. „Und was wird daraus werden? Die Antwort ist einfach und kurz: Untergang wird daraus werden, Untergang der Dinge und Verhältnisse, wie sie bisher nach Recht und Ordnung und Sitte bestanden haben. Ein dunkles Gefühl davon haben mehr oder weniger Alle, die nicht gar gedankenlos aus einem Tage in den andern leben, ein banges Gefühl, daß Schweres und Gewaltiges bevorstehe.“ *) Und man müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn man nicht sehen wollte, was der vollständige Bruch mit den Institutionen der Vergangenheit bis in die Zeiten Karl's des Großen zurück, auf den es in unsern Tagen hinaus soll, für die Zukunft der europäischen Völker in Staat und Kirche zu bedeuten hat. Die Krisis, welche uns ergriffen, hat einen Principienkampf des Nationalen mit dem Religiösen heraufbeschworen, der ohne radicale Umgestaltung unserer socialen Zustände nicht enden kann.

Aber das ist die Natur principieller Gegensätze, daß in demselben Momente, wo der Widerspruch auf die Spitze getrieben ist, auch die Versöhnung im Principe möglich geworden. Und diese letzte Hoffnung, die uns geblieben, wird nicht zu Schanden werden. Den Hohenzollern hat die Vorsehung eine unvergleichlich erhabene Mission in Deutschland anvertraut, welche mit der Thronbesteigung Wilhelm's I. anfängt, in Erfüllung zu gehen. Deutschland erwartet das Fest seiner socialen Wiedergeburt, das Versöhnungsfest des modernen Nationalitäts-Princips mit den unverjährten Anforderungen der Religion. Zu diesem Werke sind die Hohenzollern ausersehen. Mit den Worten kündigten wir schon gleich Eingangs die einzige Bestimmung der preussischen Königswürde an, und der ganze Verlauf der deutschen Geschichte hat den Beweis geliefert, daß wir ihren Werth nicht zu hoch angeschlagen haben. Das preussische Königthum ist, als die geschichtliche

*) Hirtenbrief des Fürstbischofs von Breslau. 1863.

VIII. Der Kaiser und der König von Preußen.

Die Staatskünstler, die sich in gegenwärtiger Zeit auf die Wiederherstellung der deutschen Einheit verlegen, gehen ihren politischen Anschauungen zufolge in drei sehr verschiedene Gruppen aus einander: es sind zwei extreme Richtungen, deren Vertreter sich gegenseitig in die Acht erklären, und eine gefügige Mittelklasse, die es Allen recht machen möchte und daher mit sich unterhandeln läßt. Jede bringt natürlich einen anderen Plan in Vorschlag, nach welchem Deutschland restaurirt werden müßte. Es wird daher zum Verständnisse dessen, was wir selber vorzubringen haben, sehr wesentlich beitragen, wenn wir erst die verschiedenen Ansichten in gedrängter Kürze an uns vorüberziehen lassen.

1) Da kommen denn die Einen mit einem Projecte, dem man es gleich schon ansieht, daß sie die Erinnerung an die Zeiten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation auch heute noch nicht los werden können. Sie argumentiren, wie folgt: „Franz II. konnte am 6. August 1806 die Krone des deutschen Reiches niederlegen; allein er konnte nur persönlich für sich auf sein Recht verzichten. . . . Für die Uebertragung der Centralgewalt an Oesterreich spricht zunächst das geschichtliche Recht. . . . Es hat eine deutsche Nation und ein deutsches Reich gegeben, stark und mächtig, groß und angesehen, als mit dem Namen der Preußen nur noch ein armes, wildes Heidenvolk im Nordosten unseres Vaterlandes genannt ward. . . . Eine deutsche Regierung kann (also) die Centralgewalt keinem anderen als dem Kaiserhause Oesterreich übergeben.“ *) Das wäre also zunächst der Plan von drüben her. Aber was ist denn mit diesem süddeutschen Syllogismus gegen die wilden Preußen für die zahmen Oesterreicher nun eigentlich bewiesen? Die Antwort liegt in der deutschen Geschichte vor Augen.

Das mittelalterliche Reich, einst stark und mächtig, groß und angesehen, hat sich durch eine Katastrophe, der nicht mehr auszuweichen war, in drei Bestandtheile aufgelöst: Preußen, Oesterreich und die Masse der kleineren Staaten. Das ist eine Geschichte, die wir nicht rückgängig machen können. Nun sind aber auf dem Geschichtsboden des modernen Zeitgeistes, der ganz andere Anforderungen macht, für eine österreichische Centralgewalt schlechterdings keine

*) Wörtlich aus: „Preußen oder Oesterreich?“ Von einem Deutschen. Cassel. 1861.

Aussichten mehr vorhanden. Denn wie soll das mittelalterliche Oesterreich, „welches schon seit vierhundert Jahren außerhalb Deutschlands steht,“ jetzt noch den nationalen Bedürfnissen der deutschen Völker gerecht werden können? An diese Frage scheint der Planmacher von drüben her, dem es nur um die Einschachtelung der deutschen Fürsten, die Hohenzollern nicht ausgenommen, in das Kaiserhaus zu thun ist, gar nicht einmal gedacht zu haben. Ist das aber in gegenwärtiger Zeit die Hauptfrage, wie sie es denn wirklich ist, dann ist auch eine nationale Einheit der Deutschen unter einem Kaiser von Oesterreich ein Ding der Unmöglichkeit. Wer hieran immer noch zweifeln zu müssen meint, der sollte doch abwarten, bis Oesterreich in dem Kampfe mit seinen eigenen Nationalitäten die Verträglichkeit der mittelalterlichen Kaiseridee mit der Rechtsanschauung des modernen Staatslebens durch die That bewiesen hätte.

2) Können wir nun die Geschichte nicht rückgängig machen, um unter Oesterreich wieder in's Mittelalter zu gerathen, so sind wir vielleicht angewiesen, mit dem Kaiserhause vollständig zu brechen, die Geschichte aus eigenen Mitteln weiter zu führen, um eine deutsche Einheit ganz anderer Art zu erreichen? Das ist allerdings unsere politische Aufgabe, erwidern die Herren vom Nationalverein, die in dieser Richtung beschäftigt, nichts mehr in Oesterreichs Vergangenheit suchen mögen, weil sie Alles in Preußens Zukunft gefunden zu haben meinen. Die deutsche Fortschrittspartei bedient sich daher einer anderen Schlussfigur und argumentirt so: „Bei den großen und tiefgreifenden Umwälzungen in dem Staatensysteme Europa's haben wir die klare Einsicht gewonnen, daß die Existenz und Größe Preußens abhängt von einer festen Einigung Deutschlands, die ohne eine starke Centralgewalt in den Händen Preußens und ohne eine deutsche Volksvertretung nicht gedacht werden kann.“*) Da hätten wir denn auch die Rehrseite der deutschen Einheit mit der preussischen Spitze, aber auch mit den umgekehrten Gebrechen.

Weil das mittelalterliche Oesterreich dem modernen Zeitgeiste nicht mehr zusagt, soll nun das Nationalitäts-Princip als solches, aller geschichtlichen Ueberlieferungen entkleidet, in puris naturalibus auf den Thron gesetzt werden. Das ist das einfache Schema dieses Einheits-Planes. Nun verlangt aber diese naturwüchsigte Politik, consequent durchgeführt, daß der König von Preußen in Deutschland hause, wie der König von Sardinien in Italien, verlangt also, daß er ohne Rücksicht auf die zu Recht bestehenden Zustände der Herrschaft der deutschen Fürsten ein Ende mache, um sich an die Spitze der Nation zu stellen. Und um den König von Preußen zu diesem Gewaltstreiche zu drängen, werden die deutschen Völker in Bewegung gesetzt. Hier kehrt sich also das Verfahren geradezu um. Nach diesem idealen Projecte steht die Uebertragung der Centralgewalt auf die wilden Preußen wie ein politisches Axiom obenan, mit der kategorischen Forderung an die ehemaligen Reichsfürsten, auf ihre Souveränität, zu der sie ja ohnehin nur durch eine Laune der Geschichte gelangt seien, im Interesse der nun nothwendig gewordenen Nationaleinheit wieder zu

*) Berliner Wahlprogramm der deutschen Fortschrittspartei. 1861.

verzichten. Aber bei aller Sympathie mit den berechtigten Ansprüchen des Nationalitäts-Princips, die nicht mehr niederzuhalten sind, wird der König von Preußen, der unter den übrigen deutschen Fürsten allerdings eine eigenthümlich bevorzugte Stellung einnimmt, sich zu hüten haben, mit einer reinen National-Politik fortzuschreiten, welche den genetischen Zusammenhang mit der deutschen Reichsgeschichte hinter sich abgebrochen hat. Preußen darf in Deutschland den Weg der moralischen Eroberungen nicht verlassen.

3) Angesichts dieser extremen Tendenzen hat nun eine dritte Klasse von Politikern ihren Standpunkt in der Mitte genommen, um durch Einschlebung eines dritten Factors den Friedensrichter zwischen den beiden Großmächten zu spielen. Die Vermittlungs-Versuche, welche hier zum Vorschein kommen, sind daher auch selbst wieder zweifacher Art, je nachdem das Project mehr zu Gunsten Oesterreichs ausfällt, oder aber Preußen die Hauptrolle übernehmen soll. Fassen wir zuvörderst die im österreichischen Interesse ersonnene Trias in's Auge.

A. Das possterlichste Project dieser Art ist das der Herren Robertus, v. Berg und Bucher: wir nehmen es daher als Muster, weil es das Unge-nügen der Triasidee handgreiflich macht. Die Herren „fordern Rückkehr zu der Idee eines Bundes-Directoriums, in welchem Preußen und Oesterreich geborne Mitglieder sind, das dritte Mitglied von den Fürsten auf Zeit gewählt wird, mit wechselndem Vorsitz und Wechsel des Bororts zwischen Wien, Berlin und Frankfurt“*). So lautet das Juste-Milieu der deutschen Einheit. Es verlangt den Bau eines schwerfälligen Staatswagens, der aus den Trümmern des aufgelösten Reiches mechanisch wieder zusammengefügt werden soll, aber mit einem dreipersönlichen Oberhaupte, ambulando zwischen Wien und Berlin das Regiment führend. Es ist das jedenfalls eine originelle Idee, die durch das Hin- und Herfahren des Regierungs-Personales den preussischen Fortschritt mit dem österreichischen Rückschritt auf die anschaulichste Weise vermittelt. Aber alle Vermittlungs-Versuche dieser Art genügen in der Hauptsache nicht, weil sie nur das Interesse Oesterreichs und der kleineren deutschen Fürsten im Auge haben, ohne der Machtstellung Preußens und den Einheits-Bestrebungen der deutschen Völker Rechnung zu tragen.

Denn gesetzt, die deutsche Einheit sei nach dem Plane dieser Trias wirklich zu Stande gekommen und das dreiköpfige Bundesdirectorium in voller Thätigkeit. Was geschieht? Gehen Preußen und Oesterreich bei den wesentlichsten deutschen Fragen auch in der Trias noch zwieträftig auseinander, und das dürfte wohl der gewöhnliche Fall bleiben, dann spielt das kleinere Haupt im Bunde die Hauptrolle, die Mittelstaaten geben den Ausschlag und entscheiden sich heute für Preußen, morgen für Oesterreich, je nachdem sie zufällig da oder dort ihren Vortheil gewahren. Es wird überflüssig sein, dieses Ideal deutscher Politik näher zu charakterisiren. Es ist indeß aus bekannten Gründen schon im Voraus anzunehmen, daß die dritte Stimme in der Regel auf Seiten Oesterreichs fallen würde. Dieser Annahme suchen die drei Herren von der Trias zwar durch einen witzigen Einfall zu begegnen, indem sie meinen,

*) „Was sonst?“ Ein deutsches Programm 1861.

„das dürften diejenigen am wenigsten einwenden, die Preußen die Kraft und den Beruf beilegen, ganz Deutschland moralisch oder sonst wie zu erobern.“ Leider aber haben die Triarier hierbei vergessen, sich zu erinnern, daß die Preußen, wenn sie moralisch oder sonst wie auf Eroberungen ausziehen, ihre eigenen Wege gehen, und nicht gewohnt sind, als unfreiwillige Passagiere zwischen Wien und Berlin hin und herzufahren.

Kein Project scheint bei dem ersten Blick mehr nach der Waage der Gerechtigkeit eingerichtet zu sein, als das Arrangement einer deutschen Trias, welches in der Theorie ganz plausibel klingt. Aber alle Nothbrücken dieser Art, die Ansprüche der beiden Großmächte in Deutschland zu vermitteln, zeigen sich praktisch unbrauchbar, weil sie die drei Factoren sammt und sonders um ihre politische Bedeutung bringen, und eine veraltete Situation festzuhalten suchen, die den wirklichen Verhältnissen nicht mehr entsprechend ist. Die Trias der deutschen Fürsten führt die Gleichberechtigung zwar stark im Munde und bringt sie auch der Form nach zu Stande; in Wahrheit aber ist der österreichische Kaiser unversehens wieder zum deutschen Kaiser geworden, und die deutsche Geschichte ist in die Zustände des mittelalterlichen Reiches zurückversetzt. Und auch der König von Preußen ist, wie weiland der Kurfürst von Brandenburg, wieder zum deutschen Reichsfürsten geworden, nur mit dem Unterschiede, daß der Kaiser im 19. Jahrhundert nicht mehr absolut zu befehlen und der Kurfürst nicht mehr unbedingt zu gehorchen hat, nachdem die Form der Reichsverfassung zu einer dreitheiligen Vermittlung umgestaltet worden. Aber dafür kommt der Kaiser nun um so sicherer zum Ziele, denn die Stimme der kleinern Reichsfürsten ist ein probates Mittel, um auch den großen Kurfürsten in und außerhalb Deutschlands für Oesterreich in Bewegung zu setzen.

B. Nach den vorgenannten Möglichkeiten, die entweder überhaupt nicht, oder doch nicht mehr zur Wirklichkeit werden können, ist nun allein noch der Vermittlungsversuch übrig, der sich zu Gunsten der preussischen Hegemonie in Deutschland ausspricht. Und es ist dies glücklicher Weise zugleich der Plan, nach welchem der Geist der deutschen Geschichte bereits vor vierhundert Jahren sein Werk angelegt hat, als er es dem letzten Kaiser im Sinne des Mittelalters zu Constanz eingab, den Hohenzoller zur einstigen Wiederherstellung des Reichs nach Brandenburg zu entsenden. Es handelt sich hier um die nationale Einheit der deutschen Völker mit der preussischen Spitze, gegenüber der bundestäglichen Trias der deutschen Fürsten im Interesse der österreichischen Kaiserpolitik. Suchen wir uns also vor Allem darüber zu verständigen, wie die nationale Einheit der Deutschen zu denken ist, und was demgemäß die preussische Centralgewalt zu bedeuten hat.

Die Deutschen sind keine grande nation in dem Sinne, in welchem die Franzosen es schon im Mittelalter geworden, und die Italiener es jetzt auch werden wollen, so daß Fürsten und Völker sich's gefallen lassen müßten, von der dominirenden Centralgewalt absorbiert zu werden. Die Deutschen stehen von Anfang an und während der ganzen Periode der Kaiserzeit als eine aus sehr verschiedenartigen und selbstständigen Völkerschaften gegliederte Nation in der Geschichte, und jetzt, in unsern Tagen, wo die Sehnsucht nach nationaler Wie-

dervereinigung die Gemüther unwiderstehlich ergriffen, sind sie gerade zumeist darauf bedacht, sich mit den angestammten Fürsten in ihrer sonderthümlichen Privateristenz zu behaupten, und mögen nicht einer patriotischen Theorie zu Liebe in den allgemeinen Nationalbrenn mit eingerührt werden. Dieser Individualismus des deutschen Nationalcharakters ist keine Mangelhaftigkeit, die wir im Vergleich mit andern Nationen zu beklagen hätten; er hängt mit der der deutschen Geschichte ausschließlich zu Theil gewordenen providentiellen Bestimmung wesentlich zusammen, und ist daher auch in keinerlei Weise zu beseitigen, wenn es nicht zu gefährlichen Experimenten kommen soll. Unter diesen geschichtlichen Bedingungen bleibt dann aber den Deutschen bei der Frage nach dem Wie ihrer nationalen Einheit keine Wahl.

Eine nationale Einheit, welche über die mechanische Zusammensetzung des gegenwärtig bestehenden Staatenbundes hinausführen soll, kann unter den gegebenen Voraussetzungen in Deutschland nur auf dem Wege freier Vereinbarungen zur Organisation eines einheitlichen Bundesstaates zu Stande kommen. Die Schöpfung eines organisch ausgegliederten Bundesstaates mit einem gemeinsamen Haupte ist die den deutschen Verhältnissen einzig entsprechende Auskunft, welche alle Vortheile der nationalen Einheit gewährt und alle Nachteile gewalthätiger Annexionspolitik vermeidet. Daß aber in dem wiedervereinigten Deutschland die Centralgewalt allein nur auf Preußen übertragen werden könne, diese Consequenz versteht sich für Jeden von selbst, der in Wahrheit verstanden, was es mit der Königsgeschichte der Hohenzollern in den Zeiten des Nationalbewußtseins nach der mittelalterlichen Kaisergeschichte der Habsburger auf sich hat. Es ist nicht anders, die preussische Spitze bildet den Cardinalpunkt, um den sich die Zukunft der deutschen Reichsgeschichte drehen wird, den einzig festen Haltpunkt, den Viele nur darum noch nicht in's Auge fassen mögen, damit sie nicht gegen ihren Willen genöthigt werden, an sein Dasein zu glauben.

Gegen das Project eines deutschen Bundesstaates mit der preussischen Spitze, welches allein aus allen Nöthen helfen kann, hat man daher auch da, wo man mit offenen Augen nicht sehen will, die meisten Bedenklichkeiten in Bereitschaft, und unter diesen namentlich zwei von so imponirender Wichtigkeit, daß wir sie nicht unbeachtet lassen dürfen, weil sie der bessern Einsicht schon zu lange hinderlich gewesen. Die Erfinder der Trias im österreichischen Sinne verwerfen jede kleindeutsche Politik mit der preussischen Spitze als ein „Verkennen des Nationalbewußtseins, welches unzerstückbar ist.“ Diese Einwendung ist aber schon beseitigt. Sie setzt ohne Weiteres voraus, Preußens deutsche Politik falle im Principe mit den agitatorischen Tendenzen des Nationalvereins von unten herauf zusammen. Davon kann aber bei der nationalen Einheit der deutschen Völker, welche Preußen durch freie Vereinbarungen mit den deutschen Fürsten zu erreichen sucht, gar keine Rede sein. Und Preußen wird zum Ziele kommen, „es ist der Zukunft sicher, denn es hat die Geschichte für sich.“ Kommen wird die Zeit, und sie ist nicht mehr fern, wo dieselben Fürsten, die sich erst auf dem Boden der materiellen Interessen ihrer Völker mit Preußen zu einem ganz Deutschland umfassenden Zollstaate

zusammengeschlossen, durch die Macht der Verhältnisse gedrängt, ebenso bereitwillig zur Ausgliederung des deutschen Bundesstaates die Hand bieten und demselben Preußen die militärische und diplomatische Centralgewalt übergeben werden. Auf eine Zerstückelung des Nationalbewußtseins kann es also mit der preussischen Spitze gerade am wenigsten abgesehen sein, — denn das ganze Deutschland soll es sein. Ist aber Preußen durch eine Wendung der europäischen Geschichte, die nicht ausbleiben kann, weil sie schon da ist, einmal an die Spitze der ganzen Nation getreten, dann ist auch der von drüben her schon zu lange als Schreckmittel gemißbrauchte Popanz von Kleindeutschland zu einem geographischen Begriffe im Reiche der Phantasie geworden, und schreckt nicht mehr.

Aber was soll denn aus Oesterreich im Bundesstaate werden? Wird auch der ehemalige Träger der deutschen Reichskrone die preussische Spitze anerkennen müssen? Soll sich bei der Wiederherstellung des Reiches auch das Verhältniß des römischen Kaisers zum Kurfürsten von Brandenburg geradezu umkehren? Das ist die zweite Bedenklichkeit, die man gegen die preussische Centralgewalt vorzubringen pflegt, und mit ihr wird um so mehr Geräusch gemacht und Staub aufgewühlt, weil man, hinter der kolossalen Größe der mittelalterlichen Kaiseridee verschanzt, dem Andränge der nationalen Einheitsbestrebungen und den preussischen Reformen trozen zu können meint. „Die Zumuthung, heißt es, daß ein großer, durch die Jahrhunderte gefestigter Staat, eine wirkliche Großmacht, etwas von ihrem Rechte aufgeben solle, weil man es also wünscht, weil man verspricht, dann ihr guter Freund bleiben zu wollen, ist kindisch.“ *) Also die Reminiscenzen aus längst verschwundenen Zeiten werden immer noch stark genug sein, um den modernen Bundesstaat mit der preussischen Spitze niederzuhalten?

Die kolossale Schwierigkeit, welche hier vorgeschoben wird, ist, bei Lichte besehen, nur eine diplomatische, die allerdings, wie die Erfahrung beweist, nicht aufhören wird, jedes Einverständniß über die deutsche Verfassungsfrage zu vereiteln, so lange die beiden Großmächte ihre — gegenwärtige Stellung zu einander behalten. Das unterliegt gar keinem Zweifel. Aber ist denn diese Stellung schon für Zeit und Ewigkeit geordnet? Ist sie nicht von Anfang an eine sehr veränderliche gewesen? Und könnte sie nicht auch nächstens wieder eine andere werden? Und würde dann das jetzt Unmögliche nicht vielleicht doch noch wirklich werden? Lauter Fragen, die dem eben genannten Historiker, der Oesterreich immer noch als den „großen, durch die Jahrhunderte gefestigten Staat“ im Auge hat, gar keine Sorge zu machen scheinen. Die Zumuthung ist aber darum doch nicht so ganz kindisch. Denn was den vereinten Anstrengungen der Diplomatie nicht gelingen konnte, und immer wieder ad acta gelegt werden mußte, weil Oesterreich nicht wollte, das hat der Geist der deutschen Geschichte, der sich in seinem Gange nicht aufhalten läßt, nicht selten mit Einem Schlage und unwiderstehlich in's Dasein gerufen, so daß den geschäftigen Diplomaten hintennach nichts weiter zu thun blieb, als die ohne ihr Zuthun

*) D. Kloppe, Die gothaische Auffassung der deutschen Geschichte. S. 55.

hereingebrochenen neuen Verhältnisse sorgsam unter Dach und Fach zu bringen. Das könnte doch auch ein österreichischer Historiker wohl wissen, inwiefern die Staatsgeschichte zwischen Wien und Berlin seit der Ankunft der Hohenzollern in Brandenburg viele und lehrreiche Beispiele enthält, welche sehr eindringlich daran erinnern, daß man im Kaiserstaate am Ende wollen mußte, was man Anfangs nicht wollen wollte. Und trotz allem sollen wir heute noch glauben, die deutsche Geschichte werde nun auf einmal stillstehen müssen, weil Oesterreich den ihm unbequemen Bewegungen des Nationallebens und dem preussischen Bundesstaate in den Weg tritt, als wären uns die bundestäglichen Zustände, in denen wir seit 1815 provisorisch stecken, für ewige Zeiten angewachsen, wie der Schnecke das Haus? Aber die Consequenzen der Thatfachen werden auch diesmal nicht aufzuhalten sein, und die deutsche Nation kann dem letzten Cessions-Acte, der Uebertragung der Centralgewalt von den Habsburgern auf die Hohenzollern, getrost entgegensehen.

Wer nun in dieser unvermeidlichen Metamorphose, die unter Umständen freilich auch zu einer Katastrophe werden kann, einen tragischen Ausgang der alten Reichsgeschichte sehen zu müssen meint, mit dem haben wir über einen Ausdruck, der allerdings bezeichnend sein möchte, wenn man lediglich das Verschwinden der handelnden Personen vom Schauplatze der Geschichte in's Auge faßt, nicht weiter zu rechten. Anders gestaltet sich aber das Urtheil über die Sache, welche diese Wendung selbst im österreichischen Interesse verlangt, weil der jetzige Kaiserstaat seinen Schwerpunkt nicht mehr in den Gemüthern der deutschen Nation hat. „Wer eine Einheit Deutschlands und wer die Unterstüßung Oesterreichs wünscht, muß nach Constituirung eines engeren Vereins neben Oesterreich trachten.“ *) Das ist das Programm der deutschen Zukunfts-Politik, an welchem die beiden Großmächte sich über ihr ferneres Verhältniß zu Deutschland auseinanderzusetzen haben. Und Oesterreich wird durch seine Kreuz- und Querzüge mit den deutschen Fürsten, um Preußen schachmatt zu setzen, die Verwirklichung dieses Programmes, welches keine Erfindung von heute ist, nicht hintertreiben können; dafür hat der Genius der deutschen Nation gesorgt, der sich in dem entscheidenden Augenblicke keinen Strich durch die Rechnung machen läßt. Wohl daher den deutschen Fürsten, und den deutschen Völkern zumal, wenn der Kaiser von Oesterreich, eingedenk der vierhundertjährigen Wechselfälle in der absonderlichen Staatsgeschichte zwischen Brandenburg und dem Reiche, die keine zweideutige Auslegung zulassen, auch diesmal im Interesse des ihm entfremdeten Reiches bereit ist, aus freien Stücken zu thun, was er nicht lassen kann. — — —

Aber das kolossale Hinderniß, welches „der durch die Jahrhunderte gefestigte Kaiserstaat“ dem deutschen Bundesstaate mit der preussischen Spitze in den Weg werfen soll, ist ja schon beseitigt! Der letzte italienische Krieg hat der österreichischen Politik auch in Deutschland die Zukunft abgeschnitten und Preußen freie Bahn gemacht. Das scheint denjenigen, die immer noch auf die Wiederbelebung der deutschen Kaiseridee hoffen, vielleicht nur darum nicht einzu-

*) v. Sybel a. a. D. S. 124.

leuchten, weil sie sich über die principielle Bedeutung jenes Krieges noch nicht klar geworden sind. Aber es ist wirklich an dem, die Geschichte hat über Preussens künftiges Verhältniß zu Oesterreich bereits entschieden, und es bleibt in Klein- und Großdeutschland nichts übrig, als die Thatsache anzuerkennen und sich darnach einzurichten. Was der Kaiser von Oesterreich in Italien an mittelalterlicher Autorität eingebüßt, das hat der König von Preußen in seiner nationalen Stellung für Deutschland wieder gewonnen. Um dies klar zu legen, haben wir nur auf die tragischen Folgen des italienischen Krieges etwas näher einzugehen.

Die erste entscheidende Waffenthat Karls des Großen, von der die sociale Ordnung der Dinge im Abendlande ausgegangen, war die Zerstörung des Lombardenreiches, denn der Sicherstellung des Papstthums folgte die Entstehung des Kaiserthums auf dem Fuße. Und seitdem ist die Lombardei beim Reiche geblieben, und hat sich mit dem römischen Kaisertitel auch auf die Habsburger vererbt. So war es bis auf unsere Tage. Aber mit der tausendjährigen Weltordnung, von der unsere Staats- und Kirchengeschichte ihren Anfang genommen, soll es nun auf einmal ein Ende haben! Die Verbindung der lombardischen Königskrone mit der deutschen Kaiserkrone, die damals das Verhältniß des Nationalen zum Religiösen bleibhaft feststellte, soll nun für immer abgebrochen werden, sie ist durch die Losreißung der Lombardei von Oesterreich factisch schon abgebrochen: und ganz Europa fühlt es, und der Katholicismus klagt es, daß diese Katastrophe im 19. Jahrhundert dem mittelalterlichen Principe endlich an's Herz geht. Hierüber kann sich auch Niemand täuschen wollen. Was jüngst in Italien geschehen ist und demnächst noch geschehen soll, um die letzten Reste deutscher Kaiserherrschaft jenseit der Alpen im Interesse des modernen Nationalitäts-Principis zu vernichten, das dürfte bei einigem Nachdenken über den Entwicklungsgang unserer Geschichte doch wohl geeignet sein, auch den Harthörigsten zu überzeugen, daß die durch Karl den Großen sanctionirte sociale Weltordnung nunmehr aus ihren Angeln gehoben werden soll. Und diese Wendung in der Geschichte Europa's kann für Oesterreich, wie in Italien so auch in Deutschland, nur verhängnißvoll enden.

Als Oesterreich, den Abmahnungen Preussens zuwider, den Krieg beschloß, setzte es Himmel und Erde in Bewegung, um seine italienische Frage mit der deutschen Frage zu identificiren. Es war der letzte Versuch der mittelalterlichen Kaiserpolitik, im Widerstreite mit der modernen Nationalpolitik. Daß ehemals die gewaltigen deutschen Kaiser, die deutschen Fürsten hinter sich, mit der Reichsarmee über die Alpen gezogen, um sich Italien wieder und wieder zu erobern, diese ursprünglich im Interesse der Kirche zur Verbindung des Kaiserthums mit dem Papstthum unternommenen Römerzüge hatte Oesterreich auch beim Ausbruch des letzten italienischen Krieges noch nicht vergessen. Das Programm der alten Kaiserpolitik bildete immer noch den Hintergrund in dem österreichischen Feldzugsplane, um ganz Deutschland mit in den Entscheidungskampf zu verwickeln. Aber der Plan scheiterte, und er scheiterte dadurch für immer, daß sich bei dem Versuche, im 19. Jahrhundert noch einen Römerzug zu arrangiren, zum ersten Male die völlige Umkehrung der durch Karl den

Großen sanctionirten Weltordnung der Gemüther bemächtigte. Die deutsche Nation kündigte dem römischen Kaiser, der nicht mehr existirte, den Gehorsam auf! Zwar zeigten sich die deutschen Fürsten immer noch bereit, mit Oesterreich zu gehen, und selbst der König von Preußen, der doch als Kurfürst von Brandenburg seit der Auflösung des Reiches keine Verpflichtung mehr hatte, dem Kaiser über die Alpen zu folgen, glaubte für denselben mit in die Schranken treten und den Rhein am Bo vertheidigen zu müssen. Aber das preußische Volk dachte anders und erklärte sich entschieden gegen einen Krieg, der zur Niederwerfung einer außerdeutschen Nation geführt werden sollte. „Und der treffliche preußische Fürst, welcher für Oesterreich einzuschreiten im Begriff war und nur durch Villafranca aus der Action zurückgerufen wurde, hätte bei wirklichem Kampfe die größten Schwierigkeiten im eigenen Lande gefunden, und bei jedem ähnlichen Falle in der Zukunft würde diese Schwierigkeit sich in verstärktem Maße erneuern. Man mag darüber zürnen oder jauchzen, es ist so.“ *)

So hat denn Oesterreich endlich die Lombardei, die durch Karl den Großen gestiftete Copula des deutschen Kaiserthums mit dem römischen Papstthum, im Kampfe mit dem modernen Zeitgeiste an die italienische Nation verloren; und der Verlust gerade dieser Original-Provinz, deren Besitz das Reich seinen Ursprung zu verdanken hatte, ist der empfindlichste, welcher den Kaiserstaat überhaupt noch treffen konnte. Das Reich ist durch die Eroberung der Lombardei in's Dasein getreten, und das Reich ist durch die Rückeroberung der Lombardei wieder zu Grunde gegangen. Man erwäge doch erst reiflich, was hier in Frage steht, und man wird sich sagen müssen, daß der Kaiser von Oesterreich Ursache hat, über den unerseßlichen Verlust dieser Urprovinz untröstlich zu sein. Es handelt sich ja in dem vorliegenden Falle nicht, wie in hundert Fällen ähnlicher Art, einfach nur um eine Einbuße an Macht, die für den Deutschen in Italien ohnehin längst sehr problematisch geworden; der italienische Krieg hat vielmehr für das immer noch mittelalterliche Oesterreich die Bedeutung einer letzten Krisis, welche die Fortexistenz des Kaiserstaates selbst gefährdet.

Das deutsche Kaiserthum hat durch den letzten Krieg so zu sagen seine Stiftungsurkunde eingebüßt, es ist um seine ursprüngliche Bestimmung, zu der es in Verbindung mit dem Papstthum gegründet worden, gekommen und daher jetzt erst spurlos aus der Geschichte verschwunden. Das sind die erschütternden Wirkungen dieses fatalen Krieges, mit dem kein anderer in der ganzen europäischen Kriegsgeschichte zu vergleichen ist, weil er endlich das tausendjährige Princip unserer socialen Zustände, das in den Gemüthern immer noch nachklingende Autoritäts-Princip der deutschen Kaiseridee, zu Grabe getragen hat. Und von seiner tausendjährigen Lebensquelle im Papstthum abgeschnitten, droht seitdem auch der Rumpf des entseelten Reiches in sich selbst zu zerfallen. Der gegenwärtige Kaiser von Oesterreich steht, seines Einheitsprincips in Italien beraubt, wie seit Karl dem Großen noch kein deutscher Kaiser gestanden hat,

*) v. Sybel a. a. D. S. 124.

völlig rathlos vor den stürmischen Forderungen des entfesselten Nationalitäts-Princips, und die auf modernem Fuße angestellten Versuche, die auseinanderweichenden Nationen des Kaiserstaates durch den Formalismus einer gemeinsamen Verfassung wieder unter Einen Hut zu bringen, haben einstweilen nur den Beweis geliefert, daß der Verlust der lombardischen Krone zur Zusammenhaltung so heterogener Staats-Elemente auf künstlichem Wege nicht zu ersetzen ist.

Dazu kommt aber noch, daß der österreichische Kaiser nun auch in Deutschland die letzte Position des weiland römischen Kaisers verloren und sich, wie vor dem Könige von Italien, so vor dem Könige von Preußen zurückziehen müssen, um der nationalen Einheit der deutschen Völker Raum zu gewähren. Denn was hat sich seit der Thronbesteigung Wilhelm's I. in Preußen und Deutschland begeben? Jedenfalls genug, um Europa zu überzeugen, daß die preussische Königswürde in der That bestimmt ist, die Fortsetzung der deutschen Kaiserwürde zu sein. Gleichzeitig mit der Emancipation der Lombardei vom Reiche hat auch Brandenburg, die vorgeschichtliche Heimath der Lombarden, die letzte Erinnerung an seine Abhängigkeit von der mittelalterlichen Kaiserpolitik abgestreift, es hat sich auf seine künftige Bestimmung in Deutschland besonnen, und zur Wiederherstellung des Reiches unter der Verfassung eines einheitlichen Bundesstaates den Anstoß gegeben. Und Preußen wird zum Ziele kommen, denn Preußen hat den Geist der Geschichte hinter sich. Die deutschen Völker haben sich im Vorgefühle der Dinge, die da kommen sollen, bereits zu einem Nationalvereine zusammengethan, und dasselbe Princip, welches Oesterreichs Herrschaft in Italien zu Grunde gerichtet, hat sich auch im Reiche vom Kaiserstaate abgewendet: denn wie bei der Kaiserwahl von 1848, sind jetzt wieder alle Hoffnungen auf das seit vier Jahrhunderten mit der Nation verwachsene Geschlecht der Hohenzollern gerichtet, — um die deutsche Einheit nach dem Muster der italienischen Einheit in's Werk zu setzen.

Aber mit dem Nationalitäts-Princip allein ist es in Deutschland noch nicht gethan. Die deutsche Frage ist auch heute noch eine sehr complicirte Doppelfrage, die nur von dem vereinigten Brandenburg-Preußen aus zu lösen sein wird. Die brandenburgische National-Politik unter der Herrschaft der preussischen Königswürde von Gottes Gnaden, diese auf dem Boden der neuern Geschichte sich vollziehende Verschmelzung des Nationalen mit dem Religiösen, welche 1701 in der monarchischen Stellung der Hohenzollern ihren Ausdruck gefunden, ist das Aequivalent zu der nun vollends erloschenen Kaiserwürde. Daher der nach 160 Jahren, „nachdem die Krone mit neuen Institutionen umgeben worden“, zum ersten Male wiederholte Krönungsact des Königs von Preußen, den Ueberstürzungen der deutschen Fortschrittspartei zur Warnung, den souveränen deutschen Fürsten zur Beruhigung, daß das im Süden zu Grabe getragene Autoritäts-Princip im preussischen Norden wieder auferstanden sei.

IX. Der Papst und der König von Preußen.

Wir haben schließlich noch die Zukunft der religiösen Frage in's Auge zu fassen, die Versöhnung der Königsberger Vernunft-Religion und der deutschen Philosophie überhaupt mit dem historischen Christenthum der römischen Kirche, unstreitig das interessanteste Stück der abendländischen Kirchengeschichte, und auch das Hauptstück. Gelingt es uns, im Religiösen wieder Ein Herz und Eine Seele zu werden, was sich mit der Verschiedenheit des Confessionellen sehr wohl verträgt, dann sind die deutschen Völker, ehe sie es wissen, wieder zu einer deutschen Nation geworden. Aber auch nicht eher. Und die Hohenzollern, welche bei der Kirchenspaltung in Deutschland die Hauptrolle zu spielen hatten, werden auch bei der Wiederherstellung der deutschen Kirche im Vordergrunde erscheinen. An dem künftigen Verhältnisse des Papstes zum Könige von Preußen hängt daher Deutschlands religiöse und politische Wiedergeburt. Die zur Versöhnung der beiden Confessionen in Vorschlag gebrachten Projecte sind auch hier, wie auf nationalem Boden, dreifacher Art. Wir werden sie nach einander zu prüfen haben, und beziehen uns, um Thatsächliches zu Grunde zu legen, auf die bekannte Erfurter Zusammenkunft von 1860, die uns zunächst mit den überspannten Forderungen der extremsten Kirchenparteien vertraut machen wird.

1) Kaum war das Erfurter Privat-Concil versuchsweise zusammengetreten, als auch katholischerseits schon Stimmen laut wurden, die wie Prophetenstimmen das Gelingen des großen Werkes ankündigten, als sei nur noch übrigen Tag und die Stunde zu dem bevorstehenden Versöhnungsfeste anzusagen. Und diese Stimmen drangen aus Preußen bis nach Italien vor und hallten in römischen Zeitschriften wieder. „Der Protestantismus, hieß es, sei endlich zur Einsicht in die sittliche Bedeutung des Papstthums gekommen, der ungläubige Thomas sehne sich nach der rechtgläubigen Mutterkirche zurück, und man dürfe es als ausgemacht ansehen, daß die Prophezeihungen vom Uebertritt und den Massenbefehrungen der Protestanten sich nun bald verwirklichen werden.“ Das waren damals und sind immer noch die sanguinischen Hoffnungen des sogenannten ultramontanen Katholicismus, die es nicht im Mindesten zweifelhaft lassen, wie man sich auf dieser Seite das künftige Verhältniß vorstellig gemacht hat. Unter der Wiedervereinigung glaubt man hier einfach die Wiederherstellung der mittelalterlichen Kirchenverfassung mit der absoluten Autorität des Papstes, wie die des deutschen Reiches unter dem Zepher des österreichischen

Kaisers, verstehen zu müssen. Es kommt also bei diesem Plane nur auf die große Kleinigkeit an, den Protestantismus zu vermögen, seine selbstständige Stellung dem Katholicismus gegenüber unbedingt wieder aufzugeben, und ohne Weiteres zum Papstthum der römischen Kirche zurückzukehren.

Wer nun aber weiß, was es mit religiösen Ueberzeugungen, die seit drei Jahrhunderten mit der wissenschaftlichen Weltanschauung der deutschen Nation, und seit Leibniz mit den Ideen der deutschen Philosophie unzerreißbar verwachsen sind, für eine Bewandniß hat, den kann es nicht befremden, daß der Protestantismus die ungenießbare Zumuthung vom Katholischwerden, so oft sie ihm in diesem Sinne gemacht worden, immer nur mit Entrüstung von sich gewiesen hat. Und in dem vorliegenden Falle hat er sich wieder so entschieden gegen den voreiligen Bekehrungseifer ausgesprochen, daß endlich auch die Katholiken wohl merken könnten, worauf es bei der Kirchenunion in Deutschland zuletzt und eigentlich ankommen wird. Man sollte doch bei dieser zarten Angelegenheit nicht so ganz außer Acht lassen, daß der deutsche Protestantismus im Principe mit der deutschen Philosophie, die nicht von Rom in Italien, sondern von Königsberg in Preußen ausgegangen, der Denkart nach zusammenfällt, und daß daher jener ebenso wie diese im Boden des selbstbewußten Geistes wurzelt. Der „wilde Delbaum“ des Apostels läßt sich wohl veredeln, und das ist auch die Hoffnung der Kirche, die sich im Unterschiede von der Petrinischen Kirche des Papstthums jetzt schon die Paulinische nennt; aber ausrotten läßt er sich nimmermehr, weil er aus der heimathlichen Erde des deutschen Nationalgeistes unverwüßlich aufsprößt.

Es ist nicht anders, man muß endlich einmal aufhören, in der Entstehungsgeschichte der protestantischen Kirche nur den Abfall von der katholischen Mutterkirche sehen zu wollen, weil man anfangen muß, in ihr zugleich ein mitberechtigtes Princip des gemeinsamen Christenthums anzuerkennen. Das ist der Kern der religiösen Frage in Deutschland, aus welchem die Einheit der Kirche in verjüngter Gestalt sich entfalten muß. Es kann daher bei der Wiedervereinigung für die Katholiken, welche die Sache des historischen Christenthums festgehalten, ganz und gar nicht darauf ankommen, was der Protestantismus, der mit Hülfe der neueren Philosophie auf Einsicht in die Sache dringt, in seinen abschreckenden Ausartungen, die er selbst von sich weist, bis jetzt gewesen ist, oder noch ist, sondern einzig und allein darauf, was er seinem Principe und seiner Bestimmung nach sein sollte, eben weil diese Bestimmung, wenn sie einmal zur Wahrheit geworden, mit der der katholischen Kirche im besten Einklange stehen wird. Auf diesen künftigen Protestantismus, der sich am Ende vom selbstbewußten Geiste aus wieder zum historischen Christenthum bekennen wird, kann es in dem entscheidenden Momente allein ankommen. Die protestantische Kirche war bis jetzt mit der deutschen Philosophie noch im Werden und mußte daher zur Feststellung ihres Paulinischen Lehrbegriffes unaufhaltsam aus einer Fassung in die andere umschlagen; wenn aber die Zeit erfüllt sein wird, ist sie zur wirklichen Kirche geworden, und erbaut auf dem Grunde, der gelegt ist, mit dem nach mittelalterlicher Denkweise fertig dastehenden Katholicismus wieder verträglich. Dann wird man auch katholi-

scherseits, ungeachtet der confessionellen Differenzen, das protestantische Princip offen und unumwunden als ein mitberechtigtes anerkennen müssen.

2) Eben so extrem lauteten aber hinwiederum auch die Bedingungen, von denen man auf Seiten des Protestantismus das Gelingen des gemeinsamen Unternehmens abhängig machen wollte. „Die Einladung nach Erfurt, hieß es, kam zwar angenehm, setzte aber in große Verlegenheit, weil man keine Möglichkeit der Wiedervereinigung ab sah, so lange nicht die Vorstellung vom allgemeinen Priesterthum auf der einen wie auf der anderen Seite anders geworden und eingelebt sei.“ Charakteristischer hätte man auch hier die Forderungen nicht stellen können. Dem katholischen Priesterstande, welcher monarchisch in der stellvertretenden Hohenpriesterschaft des Papstes gipfelt, wird hier die gänzliche Zersplitterung des Priesterthums in demokratischer Form entgegengehalten, mit der ausdrücklichen Versicherung, diese Dogmatik müsse erst auf beiden Seiten in Fleisch und Blut übergegangen sein, wenn es wieder zu einer gedeihlichen Kirchengemeinschaft kommen soll. Nun ist aber diese Zumuthung offenbar nur die Rehrseite zu dem katholischen Extrem, welches wir eben angehört, denn sie verlangt mit derselben Entschiedenheit das Protestantischwerden der Katholiken durch Losagung von der priesterlichen Autorität des Papstthums, eine Wendung, die doch wohl eben so wenig Aussicht hat, wie die unbedingte Rückkehr des Protestantismus zur römischen Kirche.

Man übersieht bei diesem zweiten Einigungsversuche die religiöse Bestimmung des Katholicismus, der seit der Reformation da ist, um die historische Thatsache des Christenthums vor gänzlicher Verflüchtigung zu bewahren. Ist das aber die conservative Aufgabe der alten Kirche, dann kann es auch nicht zweifelhaft sein, daß der Protestantismus, nachdem er in unseren Tagen endlich den „historischen Christus“ der negativen Philosophie zum Opfer gebracht, gerade an dieser wunden Stelle die katholische Sache wieder in's Auge fassen und seine letzte Kirchenlehre einer sorgfältigen Revision wird unterziehen müssen, um sich über das schlüpfrige Verhältniß seines allgemeinen Priesterthums in demokratischer Form zu dem mythischen „Christus in der Gattung“ gründlich aufzuklären. Hat die protestantische Kirche in ihrer jetzigen Stellung erst die Nachwirkungen der neuesten Identitätsphilosophie mit dem Grundsatz der Gleichmacherei der göttlichen und menschlichen Natur überwunden, dann wird ihr die Paulinische Idee vom Hohenpriesterthum in Ewigkeit über der Menschheit aufgehen, sie steht mit der katholischen Kirche wieder auf demselben religiösen Boden, und die Wiedervereinigung der beiden Confessionen von entgegengesetzten Seiten her ist möglich geworden.

3) Die vorerwähnten Versuche können darum nicht zum Ziele führen, weil sie abwechselnd nur Ein Moment des religiösen Bewußtseins hervorheben, um dem anderen, welches doch nicht weniger wesentlich ist, all und jede Berechtigung abzuspochen. Die Katholiken mögen bis zur Stunde noch keine andere Religion, außer der der römischen Kirche, in Deutschland anerkennen, indess der Protestantismus mit dem historischen Christenthum völlig ausgeräumt hat und sich seit Hegel zur reinen Vernunftreligion des Königsberger Philo-

sophen bekennt. Das ist, abgesehen von unwesentlichen Aeußerlichkeiten, die nichts zu bedeuten haben, gegenwärtig die schroffe Stellung der beiden Confessionen, das sind daher auch die nicht gewöhnlichen Schwierigkeiten, die sich in letzter Instanz der Wiedervereinigung in den Weg werfen. Es handelt sich um die Versöhnung des absoluten Wissens, welches die menschliche Vernunft errungen hat und nicht wieder aufgeben kann, mit dem Geschichtsglauben an die göttliche Offenbarung, der dem gesunden Verstande ebenso unveräußerlich ist, — so stellt sich die religiöse Lebensfrage unserer Zeit, der keines der beiden Extreme, die wir eben verlassen haben, auch nur annäherungsweise gewachsen ist. Sehr begreiflich daher, daß es auch hier, um auf beiden Seiten gerecht zu werden, zu Vermittlungs-Versuchen kommen mußte. Sie sind, wie bei der nationalen Frage, wieder zweifacher Art, je nachdem das demokratische Element des Protestantismus, oder aber das monarchische Princip des Katholicismus in der vereinigten deutschen Kirche vorherrschen soll. Betrachten wir uns also zunächst den demokratischen Plan für die Kirche der Zukunft.

A. Man holt hier, wie zu erwarten, das Material von beiden Seiten zusammen, um in der Mitte eine neue Kirche mit zwei nach Nord und Süd geöffneten Eingangspforten aufzuführen. Es soll eine „deutsche Nationalkirche“ sein, und der Name charakterisirt schon die Sache. Um nämlich das demokratische Element der Gemeinde auf den Altar Gottes setzen zu können, muß es eine von Rom getrennte, jede außerdeutsche Autorität in religiösen Dingen zurückweisende Kirche sein, eine das katholische Deutschland mit dem freien Principe des Protestantismus verschmelzende Kirchengemeinschaft. Der Plan zu diesem Kirchenbau ist also keineswegs nach gothischem Style entworfen; im Gegentheile, er ist aller mittelalterlichen Zierrathen entkleidet, ganz nach dem neuesten Geschmacke ausgefallen. Hier folgt er.

„Die deutsche Einheit kann nicht von einigen Politikern zurecht gemacht werden. Sie muß auf einem tiefem, auf religiösem Grunde ruhen. . . . Der Katholicismus ist ein ausländisches Gewächs. Ja, wenn man es sonst nicht wüßte, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen, im Katholicismus würde man es gewahr werden. Rom ist es ja, mit dem der Katholicismus in unauf lösslicher Verbindung steht. . . . Im Gegensatz dazu ist der Protestantismus ein inländisches Gewächs, ein Baum, der aus dem Boden des Volkes selbst herausgewachsen ist. . . . Der Papst, wie steht es damit? Ach Gott! nur deutsches Geld und französische Truppen können ihn noch halten! Ja in Italien hat man es bereits unternommen, zwischen Christenthum und Papstthum zu unterscheiden und ein Christenthum ohne Papstthum anzupreisen. . . . Eine deutsche Nationalkirche! Das ist das Ziel, nach dem wir streben müssen.“*) Da haben wir das Project zu einer deutschen Kirche ohne Papst, in der die beiden Confessionen sich vereinigen sollen.

Aber die geschäftigen Bauleute haben, als es zum Werke kommen sollte, schon selber Gelegenheit genug gehabt, sich zu überzeugen, daß sie in ihrer na-

*) Katholic. u. Protest. u. eine deutsche Nationalkirche. Von B. v. H. Leipzig 1861.

tionalen Liebhaberei für rein deutsche Art den ausländischen Eckstein, den Träger des alten Kirchengebäudes von Anbeginn, immer noch zu früh verworfen hatten. Denn welcherlei Katholiken und Protestanten sollten eigentlich für die deutsche Zukunftskirche bestimmt sein? Es ist sich zu verwundern, was für absonderliche Christenmenschen hier gemeinsame Sache machen sollten. „Die beiden Secten der Deutschkatholiken und Freigemeindler müssen allgemein werden; müssen, d. h. mit innerer Nothwendigkeit. Der heilige Geist, der die Geschicke der Menschheit leitet, fordert es“ (a. a. D.). Das ist freilich etwas Anderes, denn gegen den heiligen Geist ist in kirchlichen Dingen nicht anzukommen! Fordert er aber diesmal gegen seine bisherige Gewohnheit seltsamer Weise als inländisches Gewächs nur das Unkraut aus dem Weizen der beiden Confessionen, welches diese ihm gewiß gern überlassen werden, dann läßt sich, auch ohne vom heiligen Geiste erleuchtet zu sein, schon im Voraus errathen, wo es mit der demokratischen Religionsgesellschaft der Deutschkatholiken und Freigemeindler in der vereinigten Nationalkirche hinaus soll. Diese grund- und bodenlose Planmacherei mit dem selbstersonnenen Christenthum von heute, die weder weiß, woher die Kirchengeschichte gekommen, noch auch wohin sie geht, richtet sich schon selbst zu Grunde.

B. Kann nun die Wiedervereinigung der beiden Confessionen weder dadurch zu Stande kommen, daß die eine selbstlos in der andern aufgeht, noch auch dadurch, daß die religiösen Gegensätze, wie sie gegenwärtig liegen, auf den Schleifstein des Indifferentismus gebracht, zu dem gleichförmigen Juste-milieu einer deutschen Nationalkirche ohne Papst zugerichtet werden: dann bleibt nur noch eine Möglichkeit denkbar, diejenige nämlich, welche dem deutschen Bundesstaate mit der preussischen Spitze, auf den wir ja auch mit der politischen Einheit zuletzt geführt worden, im Principe entsprechend ist. Es muß, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, in Deutschland auch auf religiösem Boden zu einer Bundeskirche kommen, d. h. zu einer deutschen Kirche im Bunde mit der römischen, zu Einer Kirche mit zwei Bekenntnissen, wenn Katholiken und Protestanten sich in ihrer selbstständigen Stellung gegenseitig achten und anerkennen sollen. Das ist das Wort der Versöhnung, worüber wir uns schließlich noch zu verständigen haben. Und es ist ein altbekanntes Wort.

Die Unterscheidung zweier Bekenntnisse in der Einen Kirche, die freilich bei der Reformation nicht zur Scheidung und Kirchentrennung führen durfte, ist schon durch die Entstehungsgeschichte des Christenthums selbst normal angelegt und vorherbestimmt, — eine Thatfache von tiefgreifender Bedeutung, die man in jetziger Zeit gerade am wenigsten in Abrede stellen sollte, weil sie das einzige Rettungsmittel an die Hand giebt, welches unsern socialen Zerwürfnissen in Staat und Kirche zugleich ein Ende machen könnte. Wir meinen das gegensätzliche Verhältniß des Paulinischen Lehrbegriffs, der sich der philosophischen Weltanschauung des Heidenthums anschließt, ohne sie gut zu heißen, zu der mehr auf positiv jüdischen Traditionen beruhenden Doctrin des Petrus, jenes authentische Verhältniß der beiden Apostelfürsten, an dem sich auch jetzt die beiden Confessionen zur Wiederherstellung der Kircheneinheit

zu orientiren haben. Und daß der Geist der neuesten Kirchengeschichte selbst Angesichts der religiösen Zustände in Preußen und Italien in diese letzte Richtung hineindrängt, das beweist die Umkehr der Wissenschaft zum Positiven durch den Philosophen Schelling, der schon unter Friedrich Wilhelm IV. die Versöhnung der deutschen Philosophie mit dem historischen Christenthum als das Problem der Zeit erkannte. Wir werden daher, um die religiöse Aufgabe der gegenwärtigen preussischen Regierung, die keines Staatsphilosophen mehr bedarf, und darum auch keinen hat, mit Bestimmtheit kennen zu lernen, bei der Schelling'schen „Philosophie der Offenbarung“ anbinden müssen. Das künftige Verhältniß des Königs von Preußen zum Papste, worauf es zuletzt ankommen wird, kann uns dann nicht entgehen.

„Durch die außerordentliche Berufung Pauli war ein von Petrus unabhängiges, in seiner Art eben so selbstständiges Princip eingesetzt. Die offenbare Absichtlichkeit, mit der Paulus gegen jede Abhängigkeit von Petrus sich verwahrt, zeigt deutlich, er war sich bewußt, daß er ein von Petro freies Princip, eine von ihm unabhängige Autorität sein sollte. . . . Ist derjenige ein Protestant, der außer der auf die Autorität Petri gegründeten Kirche, unabhängig von ihr sich hält, so ist der Apostel Paulus der erste Protestant, und die älteste Urkunde, die der Protestantismus für sich aufzuweisen hat, die Magna charta desselben, ist das zweite Kapitel des Briefes an die Galater. Und diese freie, von dem ausschließlichen Princip unabhängige Kirche sollte in Deutschland entstehen und vorzugsweise unter den germanischen Nationen sich verbreiten. In Deutschland werden sich die Schicksale des Christenthums entscheiden; das deutsche Volk ist das universellste, lange Zeit galt es auch für das wahrheitsliebendste, das der Wahrheit Alles, selbst seine politische Bedeutung, zum Opfer gebracht hat.“*)

Daß Paulus der erste Protestant gewesen, weil er außer und unabhängig von der Kirche Petri sich gehalten, ist eine Folgerung aus entstellten Prämissen, die mehr blenden als beweisen. Oder ist denn der Protestantismus, wie er sich seit der Reformation außer der katholischen Kirche gehalten, als solcher schon die wahre Paulinische Kirche? Ist überhaupt die negative Freiheit, das Unabhängigsein von der Autorität des Papstes, auch ohne den positiven Paulinischen Lehrbegriff, den ja die protestantische Kirche immer noch sucht, schon die Freiheit in Christo, die der Heidenapostel allerdings für sich in Anspruch nimmt? Warnt nicht gerade Paulus, „den die Angesehenen zwar nichts Neues gelehrt“, doch seine freien Gemeinden zumeist vor dem Mißbrauche der Freiheit und vor den „Verführungen durch die Philosophie nach hergebrachter Menschenlehre“ (Kol. 2, 8 ff.)? Diese Warnung hat aber der deutsche Protestantismus bis jetzt noch nicht beherzigen wollen, und freilich auch noch nicht beherzigen können, weil er seit Leibniz unausgesetzt dem Gährungsproceß der Philosophie und daher dem Umschlagen in alles Mögliche preisgegeben war. Und diese Philosophie hat ihn endlich durch Hegel im absoluten Wissen um die Hinterlage des Glaubens gebracht,

*) Schelling. Philos. der Offenb. S. 294—332.

die doch Paulus, dem Papstthum des Petrus gegenüber, im Kampfe mit der „Weisheit dieser Welt“ um keinen Preis zum Opfer bringen mochte. Das also steht zunächst fest: das Frei- und Unabhängigsein von Petrus genügt allein noch nicht, um ein Paulus zu sein.

Schelling legt ein besonderes Gewicht auf die außerordentliche Berufung des Paulus, der sein Evangelium nicht von Menschen, sondern unmittelbar von Christus selbst empfangen und sich daher recht absichtlich gegen jede Einmischung des Petrus in seine freiere Lehre verwahrt habe. Man muß das Factum zugeben; aber es folgt wieder nicht, was zu Gunsten des bisherigen Protestantismus daraus folgen soll. Nimmt man eine andere Thatsache aus dem Leben des Paulus, die Schelling mit Stillschweigen übergeht, erläuternd hinzu, dann folgt vielmehr das gerade Gegentheil. Im zweiten Kapitel des Galaterbriefes, „der Magna charta des Protestantismus“, erzählt Paulus auch, daß er bereits 14 Jahre unabhängig von Petrus das Evangelium gepredigt, bis sich falsche Brüder eingeschlichen, um die Freiheit, die er für sich habe, auszukundschaften, damit sie ihn wieder unter das Joch brächten. Diesen habe er nun zwar keinen Augenblick nachgegeben, sei aber doch vermöge einer Offenbarung, die ihm geworden, nach Jerusalem gegangen, um seine Lehre den anders denkenden Juden-Aposteln vorzulegen. Und als diese die Gnade erkannten, die ihm verliehen, da gaben Petrus und die Andern, die in Ansehen standen, ihm den Handschlag der Gemeinschaft, daß er unter den Heiden, sie aber unter den Juden das Christenthum predigten. Das ist jene merkwürdige Zusammenkunft der höchsten Autoritäten der Kirche von beiden Seiten her zur — Wiedervereinigung der freieren Paulinischen Lehre, die zu Jerusalem in Verdacht gekommen, mit der positiv traditionellen Lehre Petri, welche von jüdischen Zeloten auch dem Heiden-Apostel als die allein selig machende aufgedrungen werden sollte. Hieraus ergeben sich nun aber ganz andere Consequenzen.

Wir sehen hier, daß Petrus, der auf seinem jüdischen Standpunkte einen weit beschränkteren Gesichtskreis hatte und daher, wie er selbst ehrlich bekennt, die universelle Christologie des Heiden-Apostels „schwer verständlich“ fand, zwar nicht im Mindesten Anspruch darauf machte, die anders geartete Lehre Pauli erst ex cathedra approbiren zu müssen; wohl aber mußte es, um auch den Schein einer Kirchenspaltung zu beseitigen, zu einer Vergleichung der beiden Lehrweisen kommen, der zufolge dann Petrus „die seinem lieben Bruder Paulus verliehene Weisheit“, die nicht gerade auf der Oberfläche lag, mit seinem Juden-Christenthum in der Sache übereinstimmend fand. (2. Petr. 3, 15 ff.) Und sollten wir nun an diesem Normalverhältnisse der Paulinischen Kirche zur Kirche Petri nicht lernen, wie es zur Beseitigung des jetzigen Mißverhältnisses zwischen dem Protestantismus und dem Papstthum kommen müsse, wenn jener, durch eine höhere Offenbarung aufgefordert, sich einmal entschließen wird, nach Jerusalem zu gehen, um die Uebereinstimmung seines wahren Paulinischen Lehrbegriffs mit den Grundlehren der katholischen Kirche aufzuzeigen? Das, scheint es, könnte der heilige Geist wohl

fordern, statt mit den Deutschkatholiken und Freigemeindlern in einer demokratischen Nationalkirche auf die Beseitigung des Papstthums zu speculiren.

„Einen anderen Grund kann Niemand legen, als der schon gelegt ist, und der ist Jesus Christus“ (1. Kor. 3, 11). Darum ist auch keine andere Vermittlung der beiden ConfeSSIONen möglich, als das doppelseitige Verständniß der Person Jesu Christi, der als Gott-Mensch zwei sehr verschiedene Auffassungen zuläßt, von denen die eine der sichtbaren, die andere der unsichtbaren Kirche vorzugsweise eigen ist. Suchen wir uns daher vor allen Dingen über die Berechtigung beider Auffassungsweisen des Gott-Menschen, die in der mittelalterlichen Theologie noch ungetrennt waren, seit der Kirchenspaltung aber schroff auseinandergetreten sind, wieder gründlich zu verständigen; und wir können es erleben, daß der katholische Jesuitismus, der sich zur Rettung des historischen Christus auf die Außenseite geworfen, seine conservative Mission erfüllt zu haben erklärt, weil der Geist der protestantischen Christologie, der eben so extrem in die Idealität des rationalen Gedankens ausgefahren, trotz Strauß und Feuerbach zu dem Paulinischen Glauben an den gekommen, „in welchem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt“ (Kol. 2, 9).

Die Paulinische Kirche hat sich erst noch über die Identität der göttlichen und menschlichen Natur in der Gattung zu erheben, zu dem Glauben an die Einzigkeit der Person Christi über der Menschheit, den der confessionelle Protestantismus zwar immer noch festzuhalten sucht, der wissenschaftliche aber, der des Princips wegen allein in Betracht kommen kann, durch das mythische Leben Jesu als einen Unbegriff von der Kirche der Zukunft ausgeschlossen zu haben meint. Das ist die Stelle, wo die protestantische Kirche, die bis jetzt noch im Werden war, durch einen letztentscheidenden Schritt zur Wahrheit der Paulinischen Christologie vorzudringen hat, die Stelle also auch, wo es zwischen Petrus und Paulus wieder zum Handschlage der Gemeinschaft kommen kann. Und zu dieser Begegnung in demselben Mittler zwischen Gott und den Menschen sind jetzt, nachdem die Uhr der negativen Philosophie abgelaufen, die Köpfe gehörig vorbereitet, so daß auf Seiten der Intelligenz der Möglichkeit einer Wiedervereinigung nichts mehr im Wege steht. Was Leibniz, der erste Philosoph auf deutscher Erde, mit dem Bischof Bossuet schon für möglich gehalten, das kann erst nach Hegel, dem letzten deutschen Philosophen, zur Wirklichkeit werden.

„Das deutsche Volk,“ schließt Schelling, „hat der Wahrheit alles, selbst seine politische Bedeutung, zum Opfer gebracht. In Deutschland werden die Schicksale des Christenthums sich entscheiden.“ Diese dunkle Weissagung über die Zukunft der deutschen Kirche führt uns auf das künftige Verhältniß des Papstes zum Könige von Preußen, nachdem dieser an die Spitze der deutschen Nation getreten sein wird. Wir stehen nun vor der Frage, wie sich denn das Band zwischen Rom und Preußen, welches durch die Reformation abgebrochen worden, in Folge der nationalen Krisis, die ganz Europa ergriffen, wieder anzuknüpfen habe, um Deutschland zur religiösen und politischen Einheit zurückzuführen? Die Antwort liegt in der Kirchengeschichte vor Augen.

Wir gehen nämlich von der Annahme aus, die Niemand bestreiten kann, daß es im Jahre 1517 zu Wittenberg nicht zur Kirchenspaltung hätte kommen können, wenn es im Jahre 1417, als der Hohenzoller nach Brandenburg entsendet wurde, zu Constanz zu der von den Bischöfen aller Nationen verlangten Kirchenreform gekommen wäre. Eine an Haupt und Gliedern gründlich vollbrachte Reformation hätte allen spätern Versuchen den Vorwand benommen und in den beruhigten Gemüthern auch keinen Anklang mehr gefunden. Die Anwendung auf die gegenwärtigen Zustände ergiebt sich von selbst. Konnte der Trennung der beiden Confessionen durch die Selbstständigkeit des Episcopalsystems und die Herstellung der nationalen Kirchenfreiheiten, worauf die Bischöfe einmüthig drängen, vorgebeugt werden, so kann jetzt, nachdem die Gegensätze in's Extrem getrieben sind, die Wiedervereinigung nur durch ein Zurückgreifen auf den Constanzer Reformationsplan zu Stande kommen. Werfen wir einen Blick auf den Gang der deutschen Kirchengeschichte seit 1417, und wir werden uns von der bevorstehenden Nothwendigkeit dieser letzten Wendung überzeugen.

Als sich der Papst zu Constanz und Basel mit den Bischöfen über die zeitgemäß gewordene Reform der Kirchenverfassung nicht einigen konnte, schloß er, um den Absolutismus des Papalsystems aufrecht zu halten, mit dem Kaiser den Wiener Vertrag von 1448, und das Paulinische Princip des Episcopalsystems war mit den Freiheiten der deutschen Nationalkirche unterdrückt. Und bei diesem Vertrage ist es geblieben bis zur Auflösung des Reiches, wo sich endlich auch die deutsche Kirche der neuen Ordnung der Dinge anbequemen mußte. Dies geschah 1815 auf dem Congresse zu Wien. Zwar verlangte der Papst, wie er beim Westfälischen Frieden gegen die Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken sich erklärt, so auch auf dem Wiener Congresse die Wiederherstellung des h. römischen Reiches deutscher Nation „als des durch die Weihe der Religion sanctionirten Mittelpunktes politischer Einheit“; aber Franz II., der schon 1806 die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte, erkannte die Unmöglichkeit dieser und der andern Forderungen des Papstes, die so weitgreifend waren, daß ein abermaliger Umsturz der Dinge, demjenigen der französischen Revolution nicht unähnlich, dazu gehört hätte, sie zu befriedigen.*) Der Papst protestirte daher gegen die Beeinträchtigung der Rechte des römischen Stuhles in Deutschland und gegen alle der Kirche nachtheiligen Verfügungen des Wiener Congresses. Aber gegen die Macht der Verhältnisse war nicht anzukommen.

Andererseits war jedoch auch dem Verlangen nach einer nationalen Kirchenverfassung nicht entsprochen worden. Auf dem Congresse war zwar der Freiherr v. Wessenberg in dieser Richtung thätig, „um wie im Namen der Nation auf ein allgemeines Concordat anzutragen, und auf die Vereinigung aller deutschen Bisthümer in Eine deutsche Kirche unter einem Primas.“ Aber zu dieser deutschen Kircheneinheit waren damals die Verhältnisse am wenigsten geeignet, denn das politisch aufgelöste Deutschland, welches eben seinen römischen Kaiser und mit ihm den Wiener Vertrag von 1448 verloren hatte, mußte erst durch Preußen wieder zu seiner nationalen Einheit gekommen sein,

*) Münch. Samml. der Concord. II. S. 146.

um mit dem Papste ein allgemeines Concordat abschließen zu können.

Es kam daher auch ganz anders, als man vielseitig gewünscht und erwartet hatte. Der Cardinal Consalvi, dem es gelungen, die Einschaltung eines Artikels über die Regeneration der Kirche in die Bundesacte zu verhindern, machte durch seine Dazwischenkunft den Plan einer deutschen Nationalkirche unausführbar, so daß nach der Auflösung des Reiches, bis die Zeit der Hohenzollern gekommen, auch auf religiösem Gebiete einstweilen nur etwas Vorläufiges geschaffen werden konnte.

Weil nämlich der Papst jetzt nicht mehr mit dem Kaiser im Namen der ganzen Nation verhandeln konnte, mußte er sich mit den souverän gewordenen Reichsfürsten nach einander einlassen, um die allgemeine Kirche mit den dreißig und einigen Staaten Deutschlands, so gut es gehen mochte, wieder in Einklang zu bringen. Es war nun für Rom erst recht die Zeit der Concordate gekommen, die nicht im Entferntesten mehr an die Glanzperiode des Mittelalters erinnerte, wo Papst und Kaiser, so zu sagen, unter vier Augen über die religiösen und politischen Angelegenheiten zu entscheiden hatten. Mit diesen idealen Verhältnissen verglichen, erschienen die profaischen Versuche, den einzelnen Reichsfürsten durch Concordate beizukommen, wie eine die katholische Kirche auf den ungeweihten Boden gewöhnlicher Staatsverträge herabziehende Abnormität. Und diesen krankhaften Zustand der Zerrissenheit konnte auch der Papst wohl nur im Auge haben, als er auf dem Wiener Congresse die Wiederherstellung des Kaiserthums und der mittelalterlichen Reichsverfassung verlangte.

Dazu kommt aber endlich noch der sehr mißliche Umstand, daß die Privatverträge des Papstes mit den einzelnen Reichsfürsten, weil sie nicht mehr, wie die tausendjährige Verbindung des Papstthums mit dem Kaiserthum, aus der Natur der Sache flossen, sondern den einstweiligen politischen Zuständen Deutschlands anbequemt werden mußten, auch keine Sicherheit gewähren und überhaupt nicht mehr von Dauer sein konnten, so daß die deutsche Kirchenverfassung seit 1815 einen durchaus problematischen Charakter an sich trägt. Auf Seiten des Papstes, wo man nach wie vor die feststehenden Normen des katholischen Kirchenrechtes zu Grunde legte, war es zwar immer noch *ad perpetuam rei memoriam* gemeint; aber die deutschen Völker hatten sich nach den Freiheitskriegen der Beweglichkeit des Nationalitäts-Princips überlassen, und die modernen Verfassungen mochten sich, so lange sie noch im Werden waren, an keine stabilen Rechtsbegriffe aus vergangenen Zeiten mehr binden. Die Folge war, daß sich die Zerwürfnisse zwischen Rom und Deutschland zusehends mehrten, und die weitere Folge kann nur sein, daß ein solides Bündniß des modernen Staatslebens mit den traditionellen Rechten der römischen Kirche auf dem seit 1815 betretenen Wege immer unmöglicher wird, was ja in jüngster Zeit Baden, Württemberg und selbst das erkatholische Oesterreich, wo die Concordats-Geschichte gar nicht enden will, sattsam bewiesen haben. Die Concordate des Papstes mit den deutschen Fürsten seit der Auflösung des Reiches gleichen vollkommen den Verträgen des Kaisers mit den italienischen Fürsten, um die mittelalterliche Einheit bruchstückweise wiederherzustellen, — daher auch

da wie hier die Völker sich dagegen auflehnen und Verträge und Concordate von dem aufgeregten Nationalgeiste der Zeit nicht mehr anerkannt werden. „Sie schämen sich nicht, zu behaupten, daß die Kirche sich nicht auf die ur-eigenen und bleibenden Gesetze stützen kann, sondern daß es der bürgerlichen Gewalt zukäme, zu definiren, welches die Rechte der Kirche sind und in welchen Grenzen sie dieselben ausüben darf.“ *) Mit diesen Worten erkennt Pius IX. selbst die Unverträglichkeit der heterogenen Rechtsanschauungen unserer Zeit an.

Die Verbindung Deutschlands mit dem römischen Stuhle wird aber in der seit 1815 versuchten Weise erst gar nicht mehr fortbestehen können, wenn eine Katastrophe eintreten sollte, welche der europäischen Geschichte vom Norden bis zum Süden mit einem Male eine andere Physiognomie aufdrücken und die socialen Zustände von Grund aus umkehren würde. Wir meinen die gänzliche Umgestaltung des Bestehenden durch das Nationalitäts-Princip, welche unhintertreiblich den Verlust des Kirchenstaates für den Papst in Italien und die Uebertragung der Centralgewalt auf den König von Preußen in Deutschland zur Folge haben müßte. Dann wäre auch auf kirchlichem Gebiete die sociale Weltordnung aus den Zeiten Karl's des Großen, die für das Kaiserthum durch den Verlust der Lombardei bereits zur Vergangenheit geworden, aus ihren Angeln gehoben, und das Papstthum könnte sich in seiner bisherigen Stellung nicht mehr behaupten. In diesem Falle würde der Papst thun müssen, was der Kaiser schon gethan hat, als er seinen aufgelösten Nationen eine freiere Verfassung verliehen, und die Umgestaltung der Kirchenverfassung, wie die Bischöfe zu Constanz sie verlangten, wäre unvermeidlich geworden, um die Kirche mit dem Nationalleben der europäischen Völker zu versöhnen. Und wie wird dann insonders die deutsche Kirche zu ihrer nationalen Verfassung gelangen? Nur durch ein allgemeines Concordat des Papstes mit dem Könige von Preußen, nachdem die Hohenzollern, die ihre Mission gleichfalls von Constanz haben, an die Spitze der deutschen Nation getreten, nur durch eine cordiale Versöhnung des Religiösen mit dem Nationalen im Principe, welche, dem Geiste der neueren Geschichte Rechnung tragend, an die Stelle der mittelalterlichen Verbindung des Papstes mit dem Kaiser zu treten bestimmt ist.

Und wer könnte es nun verkennen, daß das Verhältniß zwischen Rom und Preußen, welches durch die Reformationsgeschichte abgebrochen worden, schon seit 1815 wieder angebunden wird? Wer sieht denn nicht, daß nach der Auslösung des Reiches auch der Geist der deutschen Kirchengeschichte seine Hoffnungen von den Habsburgern auf die Hohenzollern übertragen hat? Konnte man doch schon auf dem Congresse zu Wien die Erfahrung machen, daß der Kaiser von Oesterreich hauptsächlich nur auf die Erweiterung seiner Hausmacht bedacht war, indest der König von Preußen die Interessen der deutschen Nation mit den Rechten der Kirche in Einklang zu bringen suchte. Das zeigte sich namentlich, als die Verhandlungen auf Italien kamen, wo Oesterreich sich weit über die Grenzen des untergegangenen Kaiserreichs auszudehnen und

*) Allocution des Papstes vom 9. Juni 1862 an die zu Rom versammelten Bischöfe.

sogar die Legationen des Papstes in Besitz zu nehmen Lust hatte. Da konnte man sich schon überzeugen, daß nun auch die Schutzmacht des Papstthums vom deutschen Kaiser, der zu existiren aufgehört hatte, auf den König von Preußen, der an die Reihe gekommen, übergegangen war. Oder war es nicht dieser protestantische König aus dem Norden, der sich die Sache des katholischen Papstthums ganz besonders zu Herzen nahm? War es nicht Friedrich Wilhelm III., den die Nachwelt den Gerechten nennt, welcher, die künftige Bestimmung seines Geschlechts in Deutschland begreifend, vor allen Dingen auf die Wiederherstellung des Kirchenstaats und der päpstlichen Autorität in Europa drang? Und diese Bemühungen des Hohenzollern um das Oberhaupt der katholischen Kirche, die damals nicht wenig Aufsehen erregten, welchen Eindruck machten sie auf den Papst selbst? In seiner Allocution vom 4. September 1815 hat Pius VII. der Wahrheit die Ehre gegeben und mit freudiger Dankbarkeit „die Verdienste, welche der König von Preußen um ihn habe, der sich in dem ganzen Laufe der Unterhandlungen zu seinen Gunsten erklärt,“ vor ganz Europa anerkannt. Das war einem Preußenkönige in Rom noch nicht widerfahren! Aber die Verhältnisse hatten sich geradezu umgekehrt. Der Papst mußte jetzt mit dem Könige von Preußen, dem künftigen Wiederhersteller des deutschen Reiches, in nähere Verbindung treten, nachdem die aus den Zeiten Karls des Großen stammende Personaleinheit des Papstthums mit dem Kaiserthum für immer aufgelöst war.

Unter Friedrich Wilhelm IV. gestaltete sich das Verhältniß zwischen Rom und Preußen noch freundlicher, weil die Verbindung in demselben Principe erfolgte. Schelling unterscheidet nämlich auch zwei zugleich berechnete Kirchen, die Petrinische unter dem Papste und die Paulinische unter dem unsichtbaren Oberhaupte Christus. Keine der beiden Kirchen, wie sie jetzt bestehen, sei daher ausschließlich die wahre; vielmehr werde diese erst aus der Vereinigung der getrennten Confessionen als die Kirche der Zukunft hervorgehen. Die protestantische Kirche müsse zum Positiven zurückkehren und die Sache des Katholicismus wieder aufnehmen, wie die katholische andererseits zu dem protestantischen Princip des selbstständigen Gedankens sich zu erheben habe. So Schelling. Und das war allerdings für das rationale Preußen seit Kant etwas Neues, denn es war mit dürren Worten die Rückkehr zur katholischen Sache. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß man den positiven Philosophen, dem es nach der völligen Negation des Christenthums durch Hegel wieder um das Geschichtliche der Offenbarung zu thun war, in's Gerede vom Katholischwerden brachte, womit er denn auch bis auf einen gewissen Punkt hin sich ganz einverstanden erklärte. „Ich bin, sagt er, von den eigenen Glaubensgenossen der Hinneigung zum Katholicismus beschuldigt worden, worin sie nicht Unrecht hatten, wenn sie dies bloß vom wesentlichen Inhalte, nicht vom Princip verstanden.“ *) Bekanntlich hat sich Stahl noch in der letzten Berliner Pastoral-Conferenz in ähnlicher Weise über sein Verhältniß zum Katholicismus ausgesprochen.

*) Schelling, Philos. der Offenb. Seite 324.

Und wie verhielt sich nun der König zu dieser in Preußen unerhörten Lehre seines Philosophen in Betreff der beiden Kirchen? Das sollte nicht lange zweifelhaft bleiben. Friedrich Wilhelm IV. war entschieden dem historischen Christenthum zugethan, und er war es mit Ueberzeugung und von ganzem Herzen. Er hielt es daher für seine wesentlichste Lebensaufgabe, sobald er zur Regierung gekommen, dem Auflösungsproceß, durch den der Protestantismus die Hinterlage des Glaubens eingebüßt hatte, ein Ziel zu setzen, die Kirche auf ihr positives Bekenntniß zurückzuführen und ihr eine den Zeitverhältnissen gemäße einheitliche Verfassung zu geben. So trat dieser Preußenkönig wieder mit dem Wesen und den organischen Institutionen des Katholicismus in freundliche Berührung, und er scheute sich auch nicht, es offen zu gestehen. „Aus dem Confirmanden-Unterrichte, klagt er, bringen unsere Katechumenen oft nur den Eindruck mit in's Leben hinaus, daß die Katholiken eine Kirche haben, folglich in geistiger Knechtschaft, in Unsinn leben, und daß wir, Gott Lob! mit der Kirche nichts mehr zu schaffen haben, deren Namen höchstens unter der Bezeichnung der unsichtbaren Kirche genannt wird,“ — eine Bezeichnung, „die, von Gläubigen und Ungläubigen gebraucht, ursprünglich ein schöner Gedanke, aber nichts mehr, ein sentimentaler Versuch, die Idee der Kirche zu retten, dieser Idee tödtlichen Schaden gebracht hat. Sie verflüchtigt dieselbe und macht aus einer Thatsache eine Gefühlsache, deren Leerheit und Willkürlichkeit einem Jeden bald einleuchtet.“*) Das Merkwürdigste an dieser Erklärung ist jedenfalls, daß auch dem Könige die Idee einer bloß unsichtbaren Kirche, getrennt von der historischen Haltung des Katholicismus, nicht mehr genügte. Unter Friedrich Wilhelm IV. fängt die protestantische Kirche mit der Wissenschaft an, zum Positiven umzukehren.

Bekannt ist die oft vorgebrachte Parallele zwischen der deutschen Geschichte und der Geschichte des Kölner Dombaues, die so nahe liegt, daß sie auch der lahmsten Phantasie nicht entgehen kann. Die Kathedrale in der deutschen Roma ist die Verkörperung der deutschen Kirchengeschichte, die mit dem Entwicklungsgange der deutschen Reichsgeschichte unausgesetzt gleichen Schritt hält. An dem Dom zu Köln sind daher die Zeiten der Einheit, der Trennung und der Wiedervereinigung der Deutschen plastisch in die Anschauung getreten. Im 13. Jahrhundert (1248), als die römische Kirche ihre Glanzperiode erreicht hatte, und nun das protestantische Princip des Nordens in ihr sich zu regen begann, gleichzeitig mit der Bekehrung der heidnischen Gothen in Preußen zum Christenthum, wurde der Grund zum Kölner Dom gelegt, und der Bau auf der Grundlage des römischen Kreuzes in gothischem Style — bis zum Ausbruche der Reformation fortgesetzt. Mit der Trennung der beiden Confessionen stockte auch der zwischen Rom und Preußen in der Mitte liegende Kirchenbau. Der Geist des Mittelalters hatte seinen Antheil an dem gemeinsamen Werke vollendet, und der Ausbau vertagte sich bis zur Wiederherstellung der deutschen Einheit durch die Hohenzollern. Im Jahre 1840 bestieg Fried-

*) König Fr. Wilh. IV. u. die Verfass. der evangel. Kirche. Herausgegeben von F. Richter 1861, geschrieben vom Könige 1845.

rich Wilhelm IV. den Thron, und mit der Annäherung der beiden Kirchen tauchte daher in der gemüthlichen Seele des Königs auch sofort der Plan zur Vollendung des Kölner Domes auf! Und daß dieser Preußenkönig, vom Genius der deutschen Geschichte inspirirt, die weittragende Bedeutung des wieder aufgenommenen Kirchenbaues begriffen, das unterliegt nach seiner Rede bei der Grundsteinlegung am 4. Sept. 1842 keinem Zweifel. „Das große Werk“, so sprach der König bei dieser seltenen Gelegenheit, „verkünde den spätesten Geschlechtern von dem Brudersinne verschiedener Bekenntnisse, die inne geworden, daß sie eins sind in dem einzigen göttlichen Haupte.“ Und als diese Rede des Hohenzollern, der den Ausbau des Kölner Domes zu einer gemeinsamen deutschen Angelegenheit erhob, die Gemüther entflammte, da hatte der hochherzige König seinerseits das Werk der Versöhnung bereits zu Stande gebracht, die Zerwürfnisse über die gemischten Ehen beseitigt und die katholischen Bischöfe Preußens mit dem Papste wieder in unmittelbare Verbindung gesetzt, — eine Wendung in der protestantischen Kirchengeschichte Preußens, die bis auf die Zeiten der Reformation zurück ohne Beispiel ist. Kein Wunder daher, daß nach all den überraschenden Schritten zur Wiedervereinigung der beiden Kirchen am Ende auch dieser König von Preußen, freilich nicht ohne Hülfe des Bruder Hermann von Lehmann, in's Gerede vom Katholischwerden kommen mußte.

Seit der Thronbesteigung Wilhelm's I. ist die Situation ihrem ganzen Umfange nach wieder eine andere geworden, die Krisis hat ihren Höhepunkt erreicht, und der Augenblick der Entscheidung ist nicht mehr fern. Wir stehen am Anfang des Endes. Die preußische Frage ist mit der deutschen zu einer europäischen Frage geworden, und das Verhältniß zwischen Preußen und Italien ist entschieden in den Vordergrund der Geschichte getreten. Der durch die Verdienste eines Preußenkönigs wiederhergestellte päpstliche Kirchenstaat ist abermals in Gefahr, ganz Europa hat die Augen auf den principiellen Gegensatz des Königs von Gottes Gnaden in Preußen zu dem Nationalkönige von Volksgnaden in Italien, zwischen denen die Zukunft des Papstthums schwebt, gerichtet: und es kann sich fügen, daß der Hohenzoller sich berufen findet, die Oesterreich entfallene Rolle des deutschen Kaisers zu übernehmen und den Beweis zu liefern, daß Preußen auch ein religiöses Interesse am Fortbestande, wenn nicht des Kirchenstaats, so doch der kirchlichen Autorität des Papstthums hat. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hatte daher auch die Anerkennung des Königs von Italien gerade für Preußen ihre besonderen Schwierigkeiten, die nicht rein politischer Natur waren, sondern aus den religiösen Beziehungen des Nordens zum Süden hervorgingen. Denn auf die Wiederherstellung dieser Beziehungen beruhen Deutschlands Hoffnungen in Staat und Kirche. Und der Papst, von den Fluthen der Revolution bedroht, und der König von Preußen, dem Antichristenthum der negativen Philosophie ausgesetzt, sie sollten Angesichts der jetzigen Weltlage, wo Staat und Kirche in ihren Grundfesten erbeben, sie sollten nicht erkennen, was ihnen im Plane der Vorsehung zugebacht worden, um Europa vor dem Untergange zu bewahren? Nicht erkennen, daß sie sich, wie in den Zeiten des römisch-

deutschen Kaisertums, die Hände zu einem Bündnisse reichen müßten, dem keine Macht der Erde widerstehen könnte? — — —

Die Verbindung des Papstes mit dem Kaiser war kein gemeiner Vertrag im Bereiche des tagtäglichen Lebens, um einem zeitweiligen Bedürfnisse abzuhelfen. Diese Verschmelzung des Nationalen mit dem Religiösen war dem herrschenden Geiste der mittelalterlichen Geschichtsanschauung entsprungen, und die beiden Autoritäten, welche die Leitung dieser Geschichte in Händen hatten, waren in dieser Stellung so unzerreißbar an einander gekettet, daß sie nur mit einander stehen und fallen konnten. Der letzte italienische Krieg, der das Princip des Kaisertums jenseit der Alpen vernichtet hat, mußte daher in gleichem Grade auch die Existenz des Papstthums wieder in Frage stellen, denn die Lombarden sind sich consequent geblieben und haben jetzt wie damals noch dasselbe Ziel im Auge. Kaum haben sie sich von ihrer tausendjährigen Verbindung mit dem deutschen Reiche emancipirt, so nehmen sie auch den alten Plan gegen das Papstthum wieder auf, um Rom, seither die Metropole der katholischen Kirche, zur Hauptstadt der italienischen Nation zu machen. Aber der Eine, der ihnen damals in den Weg trat, ist nicht derselbe geblieben. Der gegenwärtige Kaiser der Franken, der für eine Idee zu Felde zieht, ist kein Karl der Große mehr, denn Napoleon III. schützt mit der einen Hand die Person des Papstes, während er mit der andern die Sache des Papstthums der Nationalpolitik des Königs von Italien überliefert.

Und was soll nun, das Gelingen des alten Lombarden-Planes vorausgesetzt, aus dem päpstlichen Stuhle werden, nachdem der König von Italien seinen nationalen Thron in der Haupt- und Residenzstadt Rom aufgeschlagen? Was wird, unter dieser Voraussetzung, aus der bisherigen Stellung der katholischen Kirche überhaupt werden? Die Antwort ergiebt sich aus der Geschichte des Papstthums von selbst. War die Schöpfung des Kirchenstaates in den Zeiten Karl's des Großen eine historische Nothwendigkeit, um die päpstliche Autorität in ihrer übernationalen Stellung in Sicherheit zu bringen, dann muß die Annexion des Kirchenstaates zum Königreich Italien in gegenwärtiger Zeit eben so nothwendig zu einer Verschmelzung des Katholicismus mit dem Nationalleben der Völker führen, und die Autorität des Papstes ist in ihrer bisherigen Bedeutung zu einer historischen Unmöglichkeit geworden. Mit dem Untergange des Kirchenstaates würde die Papst-Idee eben so in der Geschichte dastehen, wie der Verlust der Lombardei über die Kaiser-Idee bereits entschieden hat. Und daß sich Pius IX. über die Dinge, die da kommen sollen, selbst am wenigsten täuschen kann, das beweist seine Allocution vom 9. Juni 1862 an die in Rom zusammengekommenen Bischöfe. Den altkatholischen Standpunkt entschieden festhaltend, hat sich der Papst, ganz noch wie in den Zeiten Karl's des Großen, mit den Bischöfen dahin erklärt: „daß die weltliche Herrschaft des h. Stuhles dem römischen Oberhirten — nothwendig ist, damit dieser keinem Fürsten und keiner bürgerlichen Gewalt unterthan, in der ganzen Kirche mit vollster Freiheit die oberste Gewalt und Autorität ausübe.“ Also, dürfen wir schließen, wird es nach dem Verluste der weltlichen Herrschaft dem Papste nicht mehr möglich sein, die

oberste Gewalt und Autorität mit vollster Freiheit in der bisherigen Weise auszuüben. Und hält man sich strenge auf dem Standpunkte der römischen Kirche, dann ist die Nothwendigkeit eines Kirchenstaates für den Papst auch jetzt noch nicht zu bestreiten.

Aber mit dieser Einsicht, wie verbreitet sie auch katholischerseits sein mag, ist doch der Sturm, der gegen das Papstthum losgelassen, nicht wieder zu beschwören. Denn wie soll der Papst, in seiner bisherigen Stellung erhalten, den Forderungen des Nationalbewußtseins, die nicht mehr abzuweisen sind, gerecht werden können? Auch das ist eine historische Unmöglichkeit. Die mittelalterliche Kirche entsprach freilich dem mittelalterlichen Staate, denn Papstthum und Kaiserthum waren nach derselben Geschichtsanschauung für einander geschaffen und wie congruente Größen harmonisch zusammengefügt; aber das moderne Staatsleben wird sich, wenn es entschieden zum Durchbruche gekommen, mit der bisherigen Verfassung der Kirche und der absoluten Autorität des Papstes nicht mehr vertragen können. Und was dann? Das Kaiserthum hat sich nach dem Verluste der Lombardei entschließen müssen, das mittelalterliche Autoritäts-Princip zu moderiren, um mit dem Nationalitäts-Principe seiner Völker auf dem Boden der neuern Geschichte eine freiere Reichsverfassung zu vereinbaren; dem Papstthum wird, wenn es zur Annexion des Kirchenstaates kommen sollte, zur Erhaltung der Kircheneinheit in Europa keine andere Wahl bleiben.

Aber der Papst, sagt man, kann doch das Princip des Papstthums nicht aufgeben, um mit den nationalen Bewegungen der Völker einen Pact zu schließen: das Non possumus wird also der conservative Charakter der römischen Kirche sein und bleiben müssen. Diese Bestimmung des Papstthums ist auch gar nicht in Abrede zu stellen; aber sie hindert nicht, daß endlich auch noch ein mitberechtigtes Princip ganz anderer Art in der Kirche zur Anerkennung gelangt. Oder hat es denn mit dieser Schwierigkeit, die eine freiere Kirchenverfassung ein für allemal unmöglich machen soll, nicht ganz dieselbe Bewandniß, wie mit jener, die man von Seiten des österreichischen Kaiserthums gegen den deutschen Bundesstaat und die preußische Centralgewalt vorzubringen pflegt? Es ist in der That dasselbe Verhältniß. Die unwiderstehliche Gewalt der Ereignisse, seit dem westfälischen Frieden und noch mehr seit dem Wiener Congresse auch in der katholischen Kirche bekannt, kann daher diesmal für das Papstthum ebenso entscheidend werden, wie sie es für das Kaiserthum bereits geworden ist. Verliert der Papst den Kirchenstaat, — und dieser Fall wird hier problematisch vorausgesetzt, — dann kommt es der Petrinischen Kirche gegenüber unausbleiblich zur Selbstständigkeit der Paulinischen Kirche, der Kirche nämlich, die schon von Hause aus auf die Versöhnung des Christenthums mit der rationellen Wissenschaft und dem Nationalleben der Völker angelegt ist. Diese Einsicht muß allgemein werden, und sie wird es nach der Katastrophe, die nicht ausbleiben kann, auch sein.

Soll dann die katholische Kirche unter den veränderten socialen Zuständen, wie sie noch nie dagewesen, nicht in die traurige Alternative hineingerathen, entweder vom Nationalleben der Völker und der „bürgerlichen Gewalt“ ver-

schlungen, oder aber ganz ignorirt und als eine abgethane Sache auf die Seite geschoben zu werden, so wird sie sich einer zeitgemäßen Umgestaltung ihrer mittelalterlichen Verfassung unterziehen und vom absoluten Papalsysteme zu dem freieren Episkopalsysteme von Constanz übergehen müssen. Und mit dieser Paulinischen Episkopalkirche, die wir uns im Bunde mit der Kirche Petri für das wiedervereinigte Deutschland unter einem Primas in der deutschen Roma denken mögen, wird sich allein auch der Protestantismus aus dem preussischen Norden wieder versöhnen können, der darum jetzt schon, als warte er darauf, den Verlust des Kirchenstaates für den Papst herbeiwünscht. „Wenn der gläubige Katholicismus, sagt Stahl in Beziehung auf die Vorgänge in Italien, nach Beseitigung der weltlichen Herrschaft (des Papstes) drängte, so dürften wir Evangelischen das mit Freude begrüßen als eine Annäherung an uns und als eine Förderung des geistigen Charakters der katholischen Kirche.“ *)

Aber was Schelling und Stahl, die von der Unveräußerlichkeit der Sache des Katholicismus für die Zukunft der deutschen Kirche einen klaren Begriff haben, bereitwillig anerkennen, das ist auf Seiten des Protestantismus keineswegs schon allgemein anerkannt. „Nichts wird bei der jetzigen Aufregung des nationalen Selbstgefühls unter den Deutschen von protestantischer Seite dem Katholicismus mehr verargt, als sein Gravitiren nach einem ausländischen Schwerpunkte, sein Ultramontanismus“. **) Dazu kommt dann noch die beliebte Phrase, die immer wieder vorhalten muß, daß das Papstthum sich schon längst überlebt habe, und bei der nationalen Wiederherstellung der Dinge in Deutschland nicht mehr in Betracht kommen könne. Es ist aber doch seltsam, daß dieselben Staatskünstler zur Ermöglichung der politischen Einheit Deutschlands sorgfältig gehegt und gepflegt wissen wollen, was sie auf religiösem Boden, als hätte es mit der Einheit der Kirche gar nichts zu sagen, mit Stumpf und Stiel auszurotten sich bemühen. Vielleicht lassen sie sich durch den Ernst eines Historikers zur Besinnung bringen, vor dem sie sonst wohl Respect zu haben pflegen.

Die österreichische Monarchie, schreibt Herr v. Sybel, hat fort und fort die schwersten Krisen durchgemacht, aber sie hat Alles überdauert. Auch heute steht Oesterreich in einer solchen Krisis, alle denkbaren Gefahren dünken uns möglich, ja wahrscheinlich zu sein, nur das Eine nicht, eine völlige und bleibende Auflösung der Monarchie. Sollte sie dennoch eintreten, so wäre sie der colossalste Bruch mit der Vergangenheit und der Eintritt in eine völlig unberechenbare Zukunft: eine Zukunft, in der nichts gewiß wäre, als Sturm und Gefahr, und keine politische Richtschnur denkbar, als die Vorschrift zu waffnen und zu schlagen. So kommen wir mit jeder Betrachtung auf dasselbe Ergebniß. Oesterreich steht außer Deutschland, aber es gehört zu Deutschland. Wir dürfen nicht die Zerstörung Oesterreichs oder völlige Abtrennung von demselben, aber wir müssen unsere innere Selbstständigkeit und das Ende der bisherigen Ausbeutung zu

*) Stahl. Berlin. Pastor.-Confer. 1861. S. 21.

**) Strauß. Der polit. und der theolog. Liberal. S. 8.

Oesterreichs Specialzwecken begehren. *) So spricht ein Historiker, den noch Niemand der Parteilichkeit für Oesterreich beschuldigt hat. Und es ist ihm nicht zu widersprechen. Daß die nationale Einheit Deutschlands mit der preussischen Centralgewalt nur neben dem Kaiserstaate, aber auch nur im Bunde mit demselben möglich ist, das muß Jeder zugeben, der nicht läugnen kann, daß Deutschland mit Oesterreich durch einen geschichtlichen Entwicklungsproceß langer Jahrhunderte unzerreißbar verwachsen ist. Getrennt von Oesterreich würde sich der deutsche Staats-Organismus, wenn es dann überhaupt noch zu einem solchen kommen könnte, unrettbar verbluten und expiriren. Die Pflicht der Selbsterhaltung ist daher für die deutsche Nation zugleich die Pflicht, den alten Kaiserstaat zu erhalten.

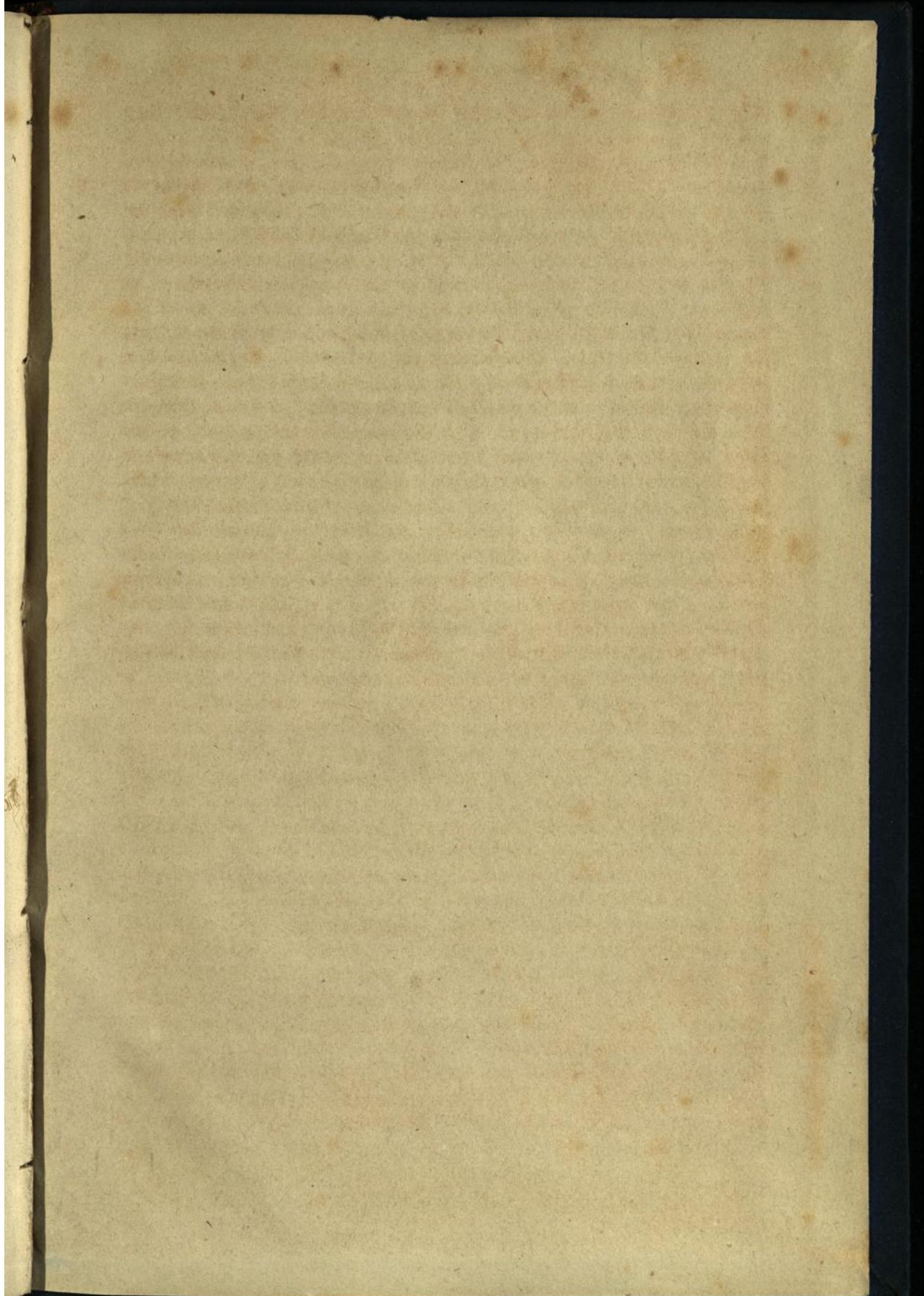
Aber hat es denn nun aus demselben Grunde nicht auch dieselbe Verwandniß mit der Zukunft der deutschen Kirche? Wird nicht auch die religiöse Einheit der Deutschen, ohne welche an die nationale gar nicht zu denken ist, nur dadurch zu Stande kommen und sich erhalten können, daß sich die deutsche Kirche zwar in selbstständiger Gestaltung, aber im Bunde mit dem Papstthum reorganisirt? Es ist nicht anders. Wir kommen auch hier auf dasselbe Ergebnis: Das Papstthum steht ultramontan außer Deutschland, aber es gehört zu Deutschland, und es wird eben so wenig vom deutschen Kirchenleben, wie das österreichische Kaiserthum vom deutschen Staatsleben zu trennen und auf die Seite zu schaffen sein. Wenn daher Hr. v. Sybel sich gestehen muß, und wir sind ganz mit ihm einverstanden, daß eine völlige und bleibende Auflösung der österreichischen Monarchie nur Sturm und Gefahr ohne Aufhören zur Folge haben würde, so hindert nichts, sondern nöthigt Alles, diese graufige Prophezeiung auch den religiösen Verhältnissen Deutschlands anzukündigen, für den Fall nämlich, daß es zu einer völligen Wegschaffung des Papstthums, des monarchischen Einheits-Princips in der Kirche, kommen könnte. Und eine derartige Prophezeiung, fürchten wir, ist schon von älterem Datum, und aus einem Munde, der auch wußte, was er sagte. Oder sollte nicht der Apostel Paulus, der die Gräuelszenen der letzten Zeiten im Geiste erschaute, an der dunklen Stelle, die den Eregeten von je her so viel zu schaffen gemacht, das centrum unitatis der Petrinischen Kirche, von welchem die europäische Geschichte ihren Ausgang genommen, auch als den letzten festen Halt punkt dieser Geschichte in den Tagen des Umsturzes vor Augen gehabt haben? Er spricht da vom Menschen der Sünde, vom Sohne des Verderbens, der sich auflehnt und erhebt wider Alles, was Gott heißt oder göttlich verehrt wird, so daß er sich selbst in den Tempel Gottes setzt und sich zum Gott aufwirft. Und nachdem der Apostel diese Selbstvergötterung des Menschen, die durch den modernen „Christus in der Gattung“ gehörig vorbereitet ist, in ihren scheußlichen Folgen für das religiöse Leben charakterisirt hat, schließt er mit den räthselhaften Worten über die Ankunft des Menschen der Sünde, als habe er die Beseitigung des Papstthums und mit ihm die des „historischen Christus“ im Sinne: „Ihr wißt ja, was ihn aufhält, bis er sich offenbaren wird

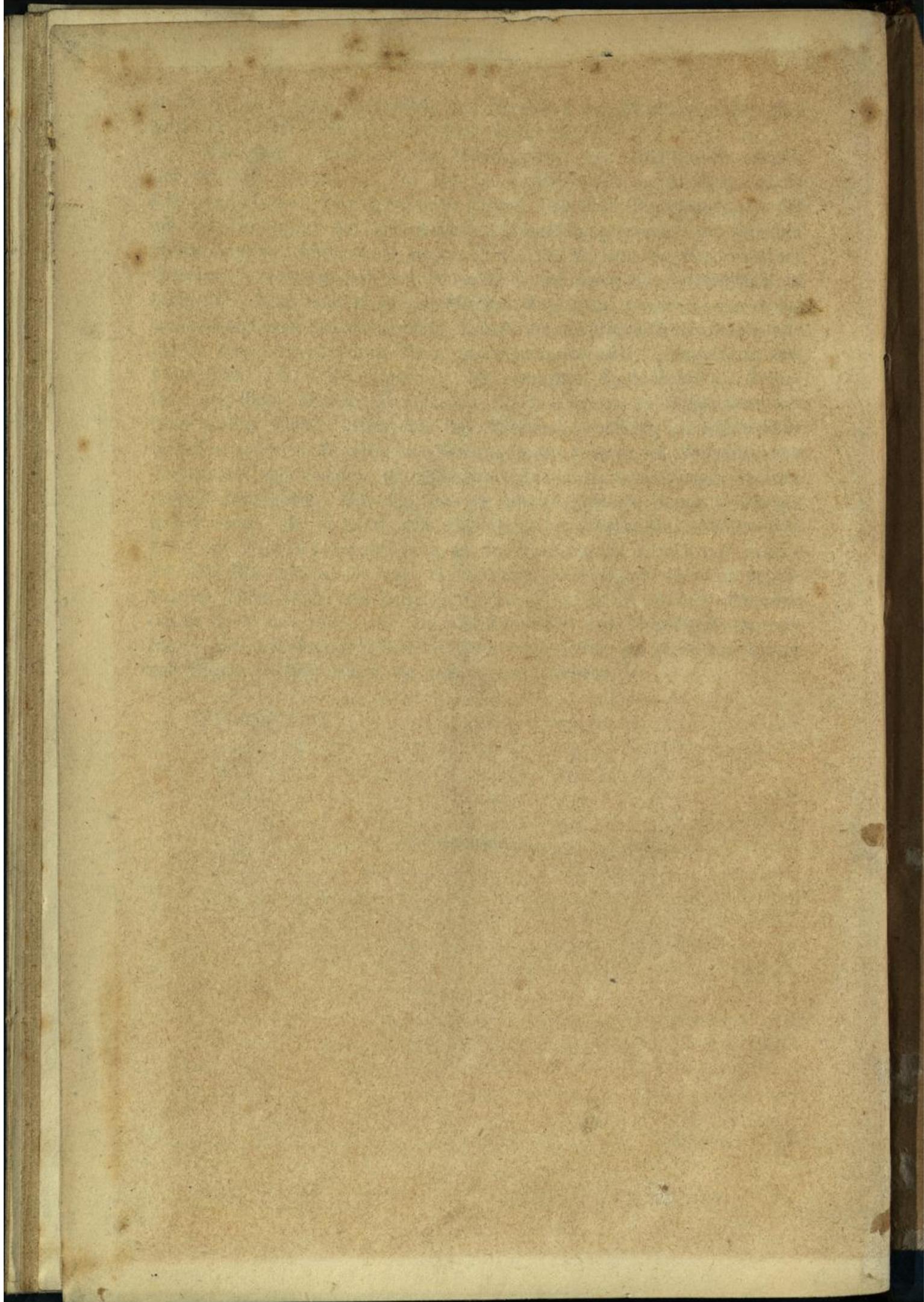
*) v. Sybel, a. a. D. S. 122.

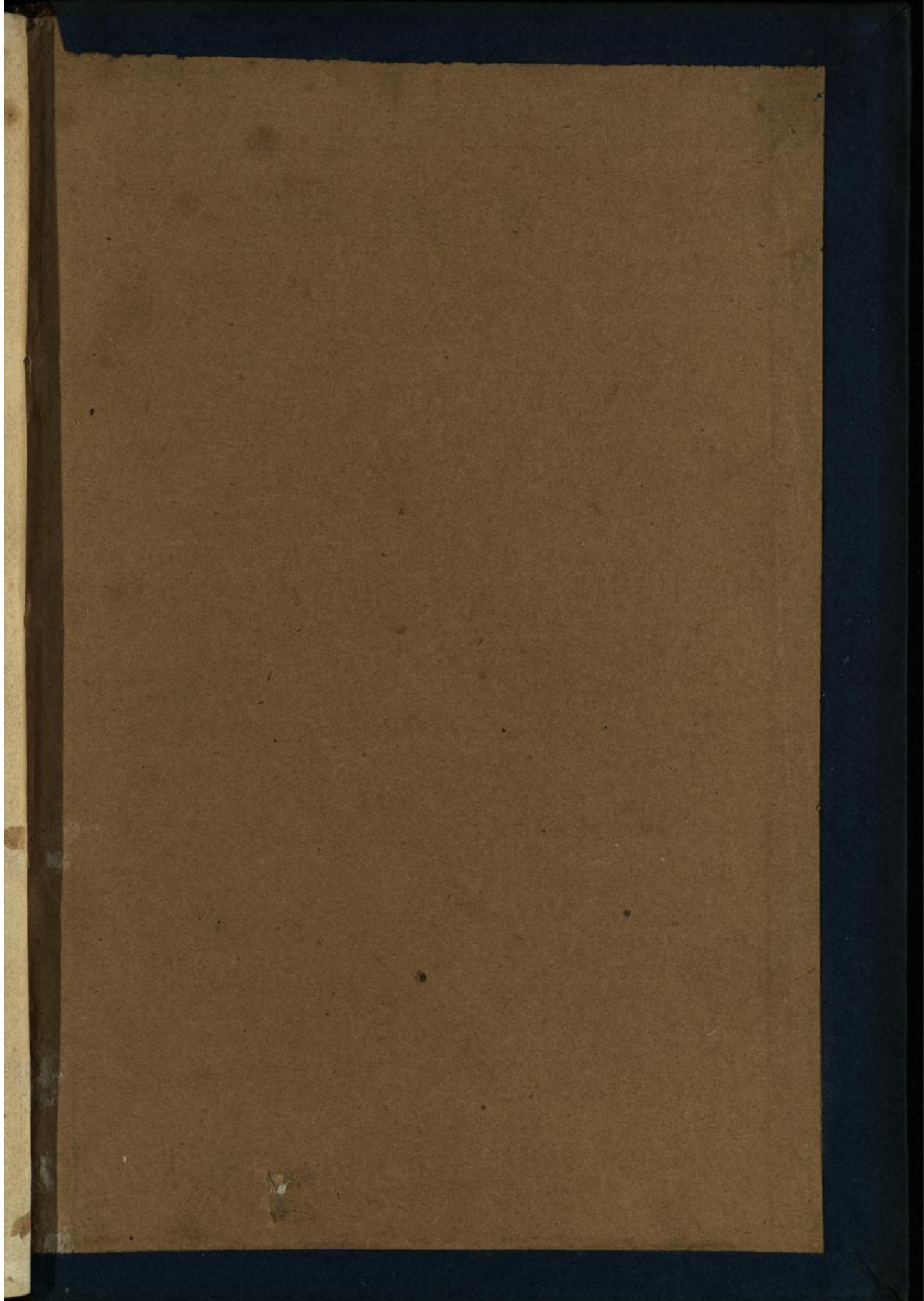
zu seiner Zeit. Denn schon wirket das Geheimniß der Bosheit, wenn nur erst der, so es aufhält, aus dem Wege ist. *)

Wir aber schließen mit der Ueberzeugung, daß Deutschlands religiöse und nationale Wiedergeburt seit dem 18. October 1861 an der Einzigkeit der preussischen Königswürde hängt. Und diese Ueberzeugung, die sich als die Quintessenz des tausendjährigen Entwicklungsprocesses der deutschen Nation ergeben, dürfte wohl geeignet sein, alle Parteien der Gegenwart vor Extremen zu bewahren und zum Einlenken in das Fahrwasser der Geschichte zu bestimmen. Auch kann es ja dem blödesten Auge nicht entgehen, wie es zusammenhängt, daß das monarchische Princip des päpstlichen Kirchenstaats, welches in dem katholischen Rom entthront werden soll, gleichzeitig in dem protestantischen Königsberg des preussischen Kirchenstaats als Königthum von Gottes Gnaden ungeschwächt auf den Thron der Hohenzollern erhoben werden mußte. Ueber diese letzte Wendung, unstreitig die folgenreichste in der europäischen Staats- und Kirchengeschichte, sollten sich Katholiken und Protestanten nicht täuschen, um nicht ferner Hoffnungen nachzuhängen, die keine Zukunft mehr haben. Wie sich aber die socialen Zustände Europa's noch gestalten mögen, ehe es wieder zum Handschlag der Gemeinschaft zwischen Petrus und Paulus kommen kann, ob sich die Ereignisse friedlich und freundlich abwickeln werden, ob erst ein Nordsturm lustreinigend über den ganzen Erdtheil fahren müsse, um England, Preußen und Rußland, die principielle Trias von 1701, auf die drei Südmächte des Mittelalters zu werfen, — dieses schlüpfrige Gebiet der Conjectural-Politik, wo Jedem das Rathen und Meinen freisteht, haben wir nicht weiter zu betreten. —

*) 2. Thess. 2, 3 ff.







Handwritten text on a rectangular label, possibly including a title or reference number.

Handwritten text on a rectangular label, possibly including a title or reference number.